

<b>Zeitschrift:</b>	Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern
<b>Herausgeber:</b>	Historischer Verein des Kantons Bern
<b>Band:</b>	45 (1959-1960)
<b>Heft:</b>	1-2
<b>Artikel:</b>	Die Geschichte Berns. 4, Der Untergang des alten Bern 1789-1798
<b>Autor:</b>	Feller, Richard
<b>Kapitel:</b>	14: Der Anschlag auf die Schweiz
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-1071036">https://doi.org/10.5169/seals-1071036</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 16.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## XIV. KAPITEL

### Der Anschlag auf die Schweiz

#### 1. Bonapartes Reise durch die Schweiz

Bonaparte hatte seinen Siegeszug in Italien mit so beharrlicher Überlegenheit geführt, dass der Schatten des Zufälligen und Flüchtigen von ihm abfiel und die Ereignisse um ihn zu kreisen begannen. Zu Udine verhandelte er mit den Vertretern des Kaisers Franz und schloss mit ihnen am 17. November 1797 den Frieden von Campoformio zwischen Frankreich und Oesterreich. Der Kaiser verzichtete auf die Lombardei und empfing dafür den Freistaat Venedig, den ihm Bonaparte anbot. Dieser versuchte umsonst, die Verantwortung für das üble Geschäft, das selbst in Paris Beschämung erregte, auf andere zu schieben. Bevor er die unglückliche Stadt an Oesterreich auslieferte, beraubte er sie ihrer Schiffe, Waffen, Schätze und Kunstwerke und wies die Einwände mit wegwerfenden Bemerkungen über die Feigheit, Verweichlichkeit und Verdorbenheit ihrer Bewohner zurück. Den Freistaat Genua hatte er in die ligurische Republik verwandelt, die als Satellit Frankreich unterworfen war. Eine Staatskunst kündete sich an, die bald das Antlitz Europas neu bestimmen sollte.

Nachdem Bonaparte die letzte Macht auf dem Festland zum Frieden genötigt hatte, blieb als einziger Gegner England. Im Norden Frankreichs, am Kanal, sammelte sich ein Heer, mit dem er die Insel bezwingen wollte; noch in Italien empfing er die Ernennung zum Oberbefehlshaber. Vorher noch hatte er einen andern Auftrag zu erledigen. Im Vertrag von Campoformio wurde bestimmt, dass der Friede zwischen Frankreich und dem Deutschen Reich auf einem Kongress bereinigt werden sollte, über dessen Ort sich in Udine ein heftiger Streit entspann. Der Kaiser, als Haupt des Reiches, wünschte Bern und stand nur auf die zornige Ablehnung Bonapartes, dem Bern unausstehlich war, davon ab. Das deutsche Rastatt nördlich Basel wurde dazu bestimmt, und das Direktorium ernannte Bonaparte zum Haupt der französischen Abordnung auf dem Kongress. Er beschloss, den kürzesten Weg durch die Schweiz zu nehmen.

Mit der ihm eigenen Schnelligkeit durchleitete er mit kleiner Deckung Oberitalien, überall die prächtigen Feste vermeidend, die ihm bereitet wurden. Auf der ganzen Reise beschäftigte die Rüstung der grossen Englandarmee seine Gedanken. Er überstieg den Mont Cenis und über Chambéry langte er am 21. November nachmittags in Genf an.<sup>439</sup> Wogen der Begeisterung schlügen ihm entgegen. Auf eine huldigende Ansprache gedachte er in seiner Antwort der Freiheit und Gleichheit und gab die beruhigende Versicherung, dass Frankreich Genf beschützen werde; fünf Monate später wurde die Stadt gewaltsam Frankreich einverleibt. Am nächsten Tag betrat Bonaparte bernisches Gebiet. Sein Selbstbewusstsein hatte sich an den Siegen furchtbar geschult; mit unverbrauchter jugendlicher Rücksichtslosigkeit dachte er nur in Eroberungen. Als er in die Schweiz kam, war er schon entschlossen, sie zu erobern, um sich ihrer Alpenpässe zu bemächtigen. Aber auf der Reise blieb das Drohende, Niederwerfende, das vor ihm her ging, blieb das Schauspielerische seiner Grösse stumm. Ihm bangte, auf bernischem Boden einem englischen Anschlag zum Opfer zu fallen; überreizt fuhr er durch das Land seiner Jugendschwärmerei.

In der Westschweiz erwartete man den General mit pochendem Herzen. Man pries den Feldherrn, den Befreier, den Friedenstifter. Auch seine Jugend, der man kein Falsch zutraute, nahm für ihn ein. Was an seinen Taten nicht gefiel, übersah man. Anders empfand Bern. Bonaparte hatte seinen spätern Schwager Murat vorausgesandt. Dieser traf am 14. November in Bern ein und zeigte dem Schultheissen von Steiger an, dass Bonaparte in ein paar Tagen durchkommen werde.<sup>440</sup> Lustlos nahm Bern die Nachricht entgegen. Gefühle für den Gefeierten hielten sich im besten Fall die Waage. Die Berichte des Obersten Wurtemberger, der ihn in Mailand gesprochen hatte, lauteten eher tröstlich. Man durfte annehmen, dass ihn die Amnestierung des Generals Laharpe günstig gestimmt habe. Vom französischen Residenten Desportes in Genf kam in diesen Tagen die Mitteilung, Bonaparte werde mit 120 000 Mann England angreifen; das hielt ihn die nächste Zeit von der Schweiz fern. Tiefer mochten sich andere Nachrichten eingesenkt haben, wie er Bern ungestüm als Kongressort abgelehnt, wie er Venedig an Oesterreich ausgeliefert hatte. Auch die Nachrichten, die Tillier und Mutach eben von Paris sandten, tauchten die Reise in ein trübes Licht. Aber es gab auch in der deutschen Schweiz Schwärmer für Bonapartes Heldenhum.

Der Geheime Rat ernannte den Obersten Wurstemberger zum Reisebegleiter Bonapartes und beauftragte einen Ausschuss, das Nötige für den Empfang vorzukehren. Der Stadtmajor von Muralt erhielt den Befehl, die Einfahrt Bonapartes mit Kanonendonner und dem Aufmarsch der ganzen Stadtgarnison zu ehren. Über 40 Pferde wurden auf die Strasse von Westen zur Ablösung verteilt. Am 23. früh meldete Wurstemberger, da Desportes in Genf dringend Reiterbedeckung für den General verlange, habe er den Landvögten bis Murten Meldung getan, die Dragoner bereit zu halten. Der Kriegsrat bestimmte ein Pikett von zwölf Reitern zum Schutz von Gümmenen bis Bern, ein anderes von Bern bis Fraubrunnen, ein drittes von da bis an die Grenze. Von vornherein stand ein Unstern über der Reise. Der Kongress sollte am 16. beginnen. Bonaparte ging erst am 17. von Mailand ab, weil er auf die Vollmachten vom Direktorium hatte warten müssen. Beschädigungen des Reisewagens brachten neue Verzögerungen. So fuhr er von Genf am 22. erst abends 5 Uhr statt 9 Uhr morgens, wie angesagt war, ab, weil an seinem Wagen geflickt werden musste, was die Veranstaltungen auf bernischem Boden verschob. Die französische Post hatte mit den Fuhrhaltern Vicat in Genf einen Vertrag abgeschlossen, der diese verpflichtete, die Gespanne für die ganze Schweizer Reise zu stellen, was die bernische Pferdestellung erübrigte. Bonaparte brachte einige französische Husaren mit, die den Wagen umgaben.

In Coppet, dem Grenzort, wartete Wurstemberger mit seinem Begleiter Augsburger und seinem fünfzehnjährigen Sohn nebst einer berittenen Ehrenwache, um den General im Namen seines Standes zu begrüssen. Doch der Kutscher Vicat jagte aus Bosheit gegen Bern, wie es hiess, ohne Halt durch das Städtchen. Die Standespersonen holten den General in Nyon ein, wo die Menge die Gasse füllte und Hochrufe ausbrachte. Wurstemberger stellte sich, und Bonaparte erkannte ihn augenblicklich. Auf waadtländischem Boden begleiteten Pikette von Dragonern und Vasallenreitern, die sich ablösten, den Wagen. Auch Rolle war von Licht und Lust erfüllt; Morges dagegen blieb dunkel und stumm. Umso höher schwoll die Begeisterung in Lausanne, wo Bonaparte nachts 1 Uhr eintraf, von den Bewohnern mit wacher Spannung erwartet.

Der Landvogt Ludwig von Büren, ein alter Offizier aus französischen Diensten, rühmte sich, den jungen Leutnant Bonaparte gekannt und ihm eine Stelle in der Artillerie verschafft zu haben. Er bereitete mit dem Stadtrat einen prächtigen Empfang. Aus allen

Fenstern strahlte Licht; das Volk füllte den Weg des Ersehnten. Auf der Höhe des Montbenon traten festliche Mädchen an den Kutschenschlag und überreichten beim Fackelschimmer im Namen der Patrioten dem Helden, der Italien befreite, das Cäsar unterjocht hatte, Blumen und Gedichte, die er huldvoll entgegennahm. Mit Mühe bahnte sich die Kutsche den Weg durch die gedrängten Gassen, wo die Rufe zum Jubel zusammenschlugen. Bonapartes Spruch, dass kein Volk einem andern untertan sein dürfe, war am Genfersee innig beherzigt worden. Vor dem Gasthof zum Goldenen Löwen hielt die Kutsche zum Pferdewechsel; Landvogt von Büren sprach den General an. «Wir kannten einander sogleich wieder, und er erinnerte sich auf eine verbindliche Art, dass ich ihm ehemals in seiner Beförderung behilflich gewesen war», meldete er nach Bern.

Moudon, die alte Hauptstadt, blieb still, als Bonaparte eintraf. Vom Schloss Lucens her war Landvogt von Weiss herbeigeeilt, wurde aber nicht beachtet. Auch Payerne rührte sich bei der Durchfahrt nicht. Im freiburgischen Domdidier hielt die Kutsche 8 Uhr morgens vor einer unsauberer Schenke an. Eilig wurde ein Frühstück aus Kaffee und gesottenen Eiern zusammengestellt. Hier endlich konnten die Berner den General und sein Gefolge im Tageslicht betrachten. Der amtliche Bericht Wurstembergers ist verloren. Aber sein Sohn Johann Ludwig, der sich später als Offizier und Geschichtschreiber auszeichnete, spannte Auge und Gedächtnis und schrieb nachmals nieder, was sich ihm eingeprägt hatte. Bonapartes schlanke Gestalt war in einen blauen Waffenrock mit gesticktem Kragen gehüllt. Stark traten die Züge und der strenge Blick aus dem hageren Antlitz hervor. Die jungen Generale Junot und Marmont, die späteren Herzoge von Abrantes und Ragusa begleiteten ihn. Während er sich mit freundlicher Stimme an Wurstemberger wandte, waren sie wie vom Donner gerührt, wenn er sie anredete.

In Murten machte Bonaparte Halt, um das Beinhaus zu besehen. Er sagte zu seinen Begleitern: «Man wird den Platz mit 2000 Mann besetzen.» Wieder benötigte die Ausbesserung des Wagens Stunden; vielleicht sei es dem General gelegen gekommen, spät in Bern einzutreffen, deutet der junge Wurstemberger an. Er setzte sich zum Imbiss, den ihm Landvogt von Gottrau anbot. Über Tisch bemerkte er zu Wurstemberger, er sei von den Festlichkeiten seit Mailand so ermüdet, dass er sich in Bern nicht aufhalten werde. Die Stadt war ihm ersichtlich unangenehm. Da

die französischen Husaren bis auf einen wegen Ermüdung der Pferde zurückgeblieben waren, begleiteten einige berittene Bürger von Murten im Waffenkleid den Wagen.

Ein Eilbote überbrachte am Morgen dieses Tages die Mel-dung nach Bern, Bonaparte werde im Nachmittag eintreffen. Dar-nach erfolgten die Vorbereitungen. Im Falken wurde ein Fest-essen, wurden die Zimmer für Nachtruhe gerüstet, die Begleit-dragonier für den folgenden Morgen aufgeboten. Wie Bonaparte die Höhe von Brünnen erreichte, wurde Geschütz auf der Grossen Schanze gelöst und begleitete ihn mit seinem Donner, als er bei sinkender Nacht durch das Tor fuhr. Das Volk drängte sich in den Gassen; aber keine Begeisterung beflügelte die Neugier, kein Ruf erscholl. Der Wagen hielt vor dem Falken. Stadtmajor von Muralt anerbott dem General im Namen der Obrigkeit Gastlichkeit im Falken. Doch zu allgemeiner Überraschung lehnte Bonaparte ab; er wollte die Nacht zufahren, sandte Junot ab, dem Schultheissen von Steiger die Aufwartung zu machen, und wartete nur, bis Junot den Befehl vollzogen hatte. Am untern Tor schlossen sich die Berner Begleiter wieder an, die beiden Wurstemberger und statt Augsburger Emanuel Anton von Graffenried von Gerzensee und Geleitsherr Albrecht von Haller, der jüngste Sohn des grossen Gelehrten. Da die Dragonerdeckung erst auf den nächsten Morgen bestellt war, fuhr Bonaparte ohne Geleit ab, noch den letzten grünen Husaren an der Spitze.

Es war die zweite Nacht, dass sich Bonaparte den Schlaf ver-sagte. Unheimliche Vorstellungen suchten seine Einbildungskraft heim. Wie er selber dem Land, das er durcheinigte, das Kriegslos zudachte, so quälte ihn die Furcht vor einem englischen Hinter-halt. Bei Jegenstorf erreichte der Zug eine Schar Bauern, die dem Burgerspital in Bern den Zehnten entrichtet hatten und wie üblich bewirtet worden waren. Sie schrien dem General das land-läufige Wort nach: «Es bleib' ein jeder Schelm in seinem Land!» Kurz vor Fraubrunnen rannte Bonapartes Kutsche an einen Stein-haufen und wurde beschädigt. Zu Fuss ging er mit seinen Be-gleitern nach dem Gasthof Zum Schlüssel und holte hier das Nachtmahl nach, das er in Bern verschmäht hatte.

Hier erschloss sich Bonaparte zum ersten Mal, gleichsam er-löst, Bern hinter sich zu haben. Er liess sich von Junot den Be-such beim Schultheissen von Steiger berichten. Dieser war von der ehrwürdigen Erscheinung des Greises, der ihn mit seiner erlesenen Höflichkeit fast in Verlegenheit gesetzt hatte, entzückt. Wie er

erwähnte, der Schultheiss trage den schwarzen Adlerorden Preussens, warf Bonaparte ein, er bedaure diese Schwäche eines Mannes, für den er soviel Achtung hege; der Schultheiss einer freien Republik sollte nicht einen fremden Orden tragen, den er nicht mit seinem Blut erworben habe. Er verwickelte Haller in ein Gespräch über die Einrichtungen Berns, von denen er wenig Kenntnis habe, und liess über die Waadt die Bemerkung fallen, es vertrage sich nicht mit den neuen Grundsätzen, dass ein Land über ein anderes herrsche.

Über der Mahlzeit nahte Mitternacht. Bonaparte wurde unruhig, weil keine Dragonerbegleitung zur Stelle war. Der letzte Husar konnte wegen Erschöpfung nicht mehr folgen. Bonaparte aber wollte die Reise fortsetzen, und als ihn Wurstemberger zu beruhigen suchte, entgegnete er: «Ich weiss, dass man mir nach dem Leben trachtet; ich weiss, dass Wickham weder Geld noch Mühe scheut, mich aus der Welt zu schaffen.» Er fühlte sich auf bernischem Boden preisgegeben und fand nach den Berichten der Teilnehmer kein Wort der Anerkennung für Bern. Man brachte einige Bauern zusammen, die in Halblein und weissen Zipfelkappen den General zu Pferd begleiteten. Um ein Uhr morgens erreichte er Solothurn, wo zu der unerwarteten Stunde nichts für seinen Empfang vorbereitet war. Er verabschiedete die bernischen Begleiter, besonders freundlich den Obersten Wurstemberger. Um zwei Uhr fuhr er weiter, einem grossen Tag entgegen, betrat er doch den Boden des befreundeten Basel. In Bern hinterliess er eine fahle Erinnerung. Er hatte die Stadt über seine Ankunft im Ungewissen gehalten, wie er Feinde irre zu führen pflegte, und wie ein Nachtschatten das Land durchstrichen.

In Liestal schlug unermesslicher Jubel dem erträumten Erlöser der Landschaft entgegen. Die Stadt Basel warf sich zum Empfang in öffentliche Pracht, freilich nicht von ganzem Herzen. Wohl hatte sich die Mehrheit dem Umsturz ergeben; aber noch verharrte eine Minderheit in Misstrauen, und dieses wurde durch die Ansprachen zwischen Bürgermeister Buxtorf und Bonaparte nicht zerstreut. Doch der General gab sich aufgeschlossen und nahm das Staatsmahl und das Nachtlager an. In Basel sah er auch den Oberstzunftmeister Ochs, für ihn damals der Mann der Schweiz. Am 25. November fuhr er weiter nach Rastatt. Unterdessen war ihm in Paris vorgearbeitet worden.

## 2. Oberst Laharpe

Frédéric César de Laharpe erzog in Petersburg die Grossfürsten Alexander und Konstantin. Er vergass die Zurechtweisung nicht, die er in Bern erhalten hatte, weil er sich über das Recht hinwegsetzen wollte; hatte sie ihn doch in die Fremde getrieben. Die französische Revolution verhiess ihm Genugtuung. Er veröffentlichte 1790 in der «London Chronicle» seine ersten Hetzschriften gegen Bern und sandte einen Aufruf gegen die bernische Herrschaft an seine Freunde in der Waadt. Als die bernische Post diese Umtriebe aufdeckte, wandte sich die bernische Obrigkeit durch den Herzog von Württemberg klagend an die Zarin Katharina II. Laharpe war Höfling genug, durch ein feuriges Bekenntnis zur Aufklärung, die der Herrscherin teuer war, sein revolutionäres Wühlen zu verschleiern. Er durfte bleiben und stellte die Angriffe auf Bern ein.

Hofränke und der Streit um die Thronfolge des Grossfürsten Paul entzogen Laharpe schliesslich das Vertrauen der Zarin. Er erhielt auf den Mai 1795 die Kündigung und kam mit einem Ruhegehalt und dem Rang eines Obersten zurück, weshalb er fortan zum Unterschied von seinem Vetter Amédée, dem General, Oberst Laharpe genannt wurde.<sup>441</sup> Bern hatte kein Verfahren gegen ihn eingeleitet, keinen Spruch gefällt, der ihn von der Heimat ausschloss. Er sagte sich selber, dass er den Aufenthalt in der Waadt verscherzt habe, und liess sich auf einem Gut, das er im genferischen Genthod hart an der waadtländischen Grenze kaufte, nieder und sammelte hier das Bedauern mit seiner vermeinten Verbannung ein. Bern kümmerte sich wenig um ihn. Der Geheime Rat verfügte im Sommer 1795, man solle Laharpe, der in Genthod eingetroffen sei, und seinen Vertrauensmann Rolaz in Rolle überwachen. Ein Jahr später hiess es, Laharpe werde von seinen Freunden Monod und Rolaz in Genthod besucht.<sup>442</sup>

Laharpe verzehrte sich im Frieden von Genthod; der Ausschluss von der Heimat, den er sich selbst auferlegte, quälte ihn. Dass Bern keine Kenntnis von ihm zu nehmen schien, verletzte seinen Stolz. Da gab ihm der Gang der Ereignisse den Anlass, aus der Vergessenheit aufzutauchen. Der Tod seines Vetters Amédée im Mai 1796 rief seinen Unternehmungsgeist auf. Er konnte gegen Bern ausfallen, um das Andenken des Generals, der von Bern geächtet worden war, herzustellen. Damit empfahl er sich auch dem aufsteigenden Glück des Generals Bonaparte. In Genthod ent-

warf er eine Anklage gegen Bern, die sich an die ganze Welt wandte. Seine Einbildung hatte bereits das Mass verloren. Er bereitete einen zweiten Angriff auf Bern vor, zu dem ihm die Ordnung der Waadt die Waffen lieh. Er eilte selbst nach Paris, um die beiden Schriften dort in Druck zu geben und zu verbreiten. Sie erschienen Ende 1796, zwei Kampfansagen.

In den «Observations relatives à la proscription du général divisionnaire Amédée Laharpe» beschuldigte er Bern, zu Unrecht den Vetter verurteilt, verfemt und des Vermögens beraubt zu haben. Eine Genugtuung erntete der Verfasser sogleich; die Berner Regierung übersah ihn nicht länger; der Geheime Rat nahm Kenntnis von der Flugschrift «des berüchtigten Laharpe in Genthod.» Barthélemy empfand richtig, dass seine Bemühungen für den General Laharpe vom Obersten erschwert wurden. Der Erlass vom 14. Juni 1797, mit dem Bern die Urteile gegen die Beteiligten von 1791 aufhob und das Andenken des Generals wiederherstellte, schloss den Obersten Laharpe von der Verzeihung aus. Er wurde nicht mit Namen genannt, aber gekennzeichnet. Die verhängnisvolle Stelle lautete: «Von dieser General Amnestie sind jedoch ausgenommen diejenigen, welche, anstatt ihre Vergehungen einzusehen und zu bereuen, seither durch Bekanntmachung auführerischer Schriften, Unsere landesherrliche Gewalt anzugreifen, und dadurch die Ruhe der hiesigen oder verbündeten Staaten, und die öffentliche Sicherheit in Gefahr zu setzen gewagt haben, als welche bei den Grenzen konsigniert bleiben, auf Betreten angehalten und nachwärts auf eine ihren Vergehen angemessene Weise bestraft werden sollen.»<sup>443</sup>

Laharpes Selbstgefühl war tief getroffen. So rücksichtslos er seine Gegner anfiel, so war er doch äusserst empfindlich für seinen Ruf. Obschon der Erlass ihn nicht nannte, fühlte er sich doch vor Europa gebrandmarkt. Hatte er je noch auf eine Verständigung mit Bern gehofft, dieses Tor schlug für immer zu; er spürte nun, dass ihn die Berner auch nicht von fern anröhren mochten, das Gift für seinen leidenschaftlichen Stolz. Sein Hass gegen das Patriziat ging in Besessenheit über. Und bereits hatte er sich den Plan zurechtgelegt, wie Bern zu verderben sei. Er wollte die alte Verfassung der Waadt aufdecken; da Bern sie verletzt habe, seien die Waadtländer nicht mehr zum Gehorsam verpflichtet; um ihnen Mut zur Erhebung zu geben, müsse Frankreich sie ermuntern und beschützen, wozu es verpflichtet sei. Zugleich wollte er vor Europa enthüllen, wie sehr das Patriziat die Neutralität zum

Schaden Frankreichs verletzt habe. Dabei verfuhr er unbedenklich. Ob er in der Glut seiner Leidenschaft inne wurde, mit welchen Missdeutungen und Fälschungen er arbeitete, steht dahin.

Laharpe liess Ende 1796 den ersten Teil des «Essai sur la constitution du Pays de Vaud» unter seinem Namen in Paris erscheinen. Da er keinen Zutritt zu den Archiven hatte, wie er ausführt, griff er auf Johannes Müllers Schweizergeschichte und auf Abraham Ruchats «Histoire ecclésiastique du Pays de Vaud» von 1707, die sich beide, soviel sie konnten, auf Urkunden stützten. Er behauptet die bernische Obrigkeit bei ihrer Ehre, dass sie den Zutritt zu den Archiven gestatte, damit alle echten Zeugnisse geöffnet werden können. Die Waadt, meint er, braucht nicht die Revolutionslehren aufzurufen, da sie genug Beweise ihrer ursprünglichen Freiheit hat. Beschützer dieser Freiheit waren die Stände, die er als Vertreter des Volkes ausgibt.<sup>44</sup> Der Herzog, der Landesherr, durfte ohne ihren Willen nichts tun. Das sonnige Bild, das Laharpe von der savoyischen Waadt entwirft, irrte von der Wirklichkeit ab. Die drei Stände waren Ausgeschossene der Geistlichkeit, des Adels und der Städte. Der Grossteil des Volkes, die Bauern, hatte keine Vertretung. Die Stände fielen wohl dem Herzog in den Arm. Aber da jeder der drei seine Vorrechte eifersüchtig auf Kosten der andern mehren wollte, artete die Freiheit in Gesetzlosigkeit aus. Das staatliche Leben war erloschen; die Lasten waren dem Landvolk aufgebürdet, das keine Vertretung, kein Wort hatte. Als Bern 1536 die Waadt eroberte, gab es dem Land erst die staatliche Ordnung.

Da Laharpe keine sichern Kenntnisse hatte, konnte er die Nachweise eigenwillig führen. Die Waadtländer, behauptete er, hätten sich 1536 unter dem Vorbehalt ihrer Gemeinderechte unterworfen. Nach dem Vertrag von St. Julien von 1530 durften Bern und Freiburg die Waadt nur so übernehmen, wie der Herzog sie besessen hatte. Darüber setzten sich die beiden Städte hinweg, indem sie die alte Baronie Waadt teilten; das war des Unrechtes Anfang. Die nächste Willkür war, dass Bern die Stände nicht mehr einberief und ohne ihre verfassungsmässige Zustimmung Gesetze erliess, Steuern bezog und Truppen aushob. Bern bekehrte 1536 die Waadt fanatisch zur Reformation, wie Karl der Grosse einst die Sachsen zum Christentum bekehrte, und zog die Kirchengüter ein, die den Ständen gehörten. Die kalvinische Geistlichkeit diente blind den Herren von Bern. Es wird deutlich, dass seine Oberflächlichkeit

nicht fähig war, sich in die Vergangenheit zu vertiefen. Einmal war die waadtländische Kirche nicht kalvinisch, und dann sind die kalvinischen Geistlichen weniger als andere zur Unterwerfung unter die Obrigkeit willig. Er betrachtet die Verwaltung des Landes als ein schreiendes Unrecht, da sie mit den schwindelnden Gehältern nur zur Bereicherung des Patriziates dient. Herrlich wie nie liess Laharpe die savoyische Herrschaft aufsteigen, um Bern zu verdunkeln.<sup>445</sup>

Dann zieht Laharpe die Nutzanwendung. Da die Waadt ihre Verfassung nicht verwirkt hat, kann sie jederzeit wiedererstehen. Der Zeitpunkt ist gekommen, die Stände wiedereinzusetzen, und er entwirft dazu den Plan. Er setzt die Ständeversammlung aus 10 Vertretern der Geistlichkeit, 21 des gerichtsherrlichen Grundbesitzes, 61 der Städte und 82 der Landgemeinden zusammen und erteilt den Bürgern von 18 Jahren an das Wahlrecht für die beiden letzten Gruppen.<sup>446</sup> Dieser Entwurf war seine Erfindung; die Vergangenheit sollte ihr die Farbe der Echtheit geben. Hemmungslos bricht seine Willkür durch, Alt und Neu miteinander zu verwechseln, Volk und Stände einander gleichzusetzen, um den Hebel zu gewinnen, die neue Verfassung aus dem Nichts emporzugaukeln. So sehr er die Waadt dagegen verwahrt, sie bedürfe der Anleihen bei den Revolutionslehren, so spuken doch hinter der schimmernden savoyischen Vergangenheit die neuen Schlagwörter von Freiheit und Gleichheit. Von den alten Ständen blieb nicht viel mehr als der Name. Hatten früher nur die sogenannten Guten Städte das Ständerecht gehabt, so erteilte er es nun allen, und gar die Landgemeinden waren früher ausgeschlossen gewesen. Laharpe plante eine Grosswaadt, für die er auf die alte Baronie Waadt zurückgriff. Damit stimmte es über ein, dass die Gebiete, die 1536 an Freiburg gefallen waren, Châtel-St-Denis, Rue, Romont, Estavayer, die Ständeversammlung beschicken sollten. Dagegen verfiel er wieder in die Geschichtsklitterung, wenn Gebiete, die nie zur Baronie gehört hatten, wie Lausanne mit Umgebung, Payerne und Lavaux ihr beigezählt wurden.

Ebenso widerspruchsvoll urteilt Laharpe über das Volk der Waadt. Bald bedauert er die Unwissenheit und Gutmütigkeit, mit denen es die bernische Herrschaft erträgt und nicht zu klagen wagt, dann wieder entdeckt er doch Spuren des Selbstgefühls; die Treuekundgebungen für Bern seien erschlichen worden. Im ganzen traut er der Waadt nicht die Entschlossenheit zu, sich selbst zu helfen.

Sie muss von aussen ermutigt und gestützt werden. Diesen fremden Helfer fand er im revolutionären Frankreich. Frankreich hatte 1565 die Anerkennung des Lausanner Vertrags, durch den der Herzog von Savoyen 1564 Bern die Waadt abtrat, ausgesprochen. Artikel 8 des Vertrages besagte, dass in der Waadt alle besondern Personen, edle und unedle, Städte, Dörfer und Gemeinden ihre Güter, Lehen, Weidgänge, Gehölze, Wälder, gute Gewohnheiten, Bräuche und Gerechtigkeiten behalten sollten.<sup>447</sup> Darnach bestätigte Bern die hergebrachten besondern Verhältnisse und damit die Ungleichheit in der Waadt. Laharpe sah darin die Bestätigung der waadtländischen Verfassung, die Frankreich 1565 gewährleistet habe, während es den Vertrag nur anerkannte. Frankreich habe diese Verpflichtung im Genfer Schutzvertrag von 1579, im Bündnis von 1582 und zuletzt im Bündnis von 1777 erneuert, während in Wirklichkeit Frankreich in diesen Abschlüssen Bern die Waadt gewährleistete. Das revolutionäre Frankreich hatte die alten Abkommen mit der Schweiz gelöst oder gebrochen; aber diese vermeinte Zusage von 1565 sollte es halten.

Dabei sann Laharpe nicht an einen gewaltsamen Umsturz; wie er sagte, schätzte er die Revolution gering ein, weil sie die Köpfe verdrehe und Abtrünnige erzeuge. Er hoffte auf ein friedliches Entgegenkommen von Bern und Freiburg. Wie er überhaupt an der Wirklichkeit vorbeidachte, so mochte er sich in dem Glauben wiegen, mit den Ausschreitungen seiner Feder, mit den Vorwürfen von Rechtsbruch und Ausbeutung der Versöhnung den Weg zu ebnen. In seiner Benommenheit übersah er, welche Wirkung die Schrift auf Bern haben musste. Man erkannte in ihr den landesverräterischen Versuch, das Direktorium in die schweizerischen Verhältnisse einzumengen. Die bernische Obrigkeit gab ihn mit dem Amnestieerlass vom 14. Juni 1797 dem kränkenden Aufsehen preis, und er antwortete mit Ausbrüchen der Wut im zweiten Teil des «Essai sur la Constitution du Pays de Vaud», der Ende Juli 1797 in Paris erschien. Er zeigt das gleiche Schwanken zwischen dem klingenden Anruf der Öffentlichkeit und den Schleichwegen des Gedankens. Aber der Ton wird noch greller; die Vergangenheit wird völlig zum Bilderbuch der Leidenschaften erniedrigt.

Es geht Laharpe nicht darum, das Recht festzustellen, sondern die Meinung von Paris zu reizen. Er hat sie erforscht und kennt ihre empfindlichen Stellen, Abscheu vor der überwundenen Schreckenszeit der Jakobiner und Stolz auf die Siege und Friedens-

schlüsse der Republik. Die Unruhen des Jahres 1791 werden für ihn zur unerschöpflichen Fundgrube. Die Berner Patrizier stellten ein rechtswidriges Sondergericht auf, um die Waadt darniederzuschlagen. Damit lieferten sie der Parteisucht Frankreichs das Muster für die beiden Massnahmen, mit denen die Wiege der Revolution befleckt wurde, für das Revolutionstribunal und das Schreckenssystem. Robespierre suchte denn auch die Freundschaft der Patrizier um jeden Preis, und diese zeigten sich erkenntlich, indem sie die flüchtigen Girondisten verfolgten und ihrem Freund in Paris auslieferten.<sup>448</sup>

Ebenso beutet er die Neutralität aus. Er verachtet sie zwar, weil sie die Schweiz zum Nichts im Kräftespiel Europas erniedrigt habe; die Patrizier seien deshalb von den Reisenden als grosse Politiker gefeiert worden, weil sie in der Ordnung Europas nichts bedeuteten. Die Geringsschätzung des Lesers erlaubt ihm, in Widersprüche zu fallen. Um die Franzosen gegen Bern zu entflammen, zählt er dessen Verstösse auf. Geläufig gehen sie ihm aus der Feder, weil es Sünden seiner Erfindung sind. Die Berner zogen 1792 16 000 Mann bei Genf zusammen, um nach Frankreich vorzustossen, um Gex, Ecluse und andere Grenzpässe zu erobern; aber 24 Stunden vor dem Einmarsch kam die niederschmetternde Kunde, dass der Herzog von Braunschweig den Rückmarsch aus Frankreich angetreten habe. Die Obrigkeit versuchte das Volk mit Predigten und Busstagen in einer Kreuzzugsstimmung zu halten, um es in einen Krieg gegen die Freiheit zu stürzen. Aus der Begünstigung der Emigranten hebt Laharpe einen Fall besonders heraus: Die Nachsicht der Patrizier erlaubte den Royalisten den ersten Kern des Heeres Condé auf bernischem Boden zu bilden und half ihm mit Unterstützungen jeder Art auf.<sup>449</sup>

Laharpe frischt die Berichte von den gefälschten Assignaten und Pässen auf und lässt sich auch jenen Überfall auf französische Diplomaten bei Chiavenna nicht entgehen; er wird unter seiner Feder zu einer Verschwörung aller schweizerischen Patrizier, die den Oesterreichern die Opfer auslieferten. Zum Hauptstück seiner Anklagen erhebt er den Einfall der Sardinier in das Wallis vom Sommer 1793. Bern und das Wallis verbanden sich mit Sardinien zu einem schwarzen Verrat an dem französischen Heer in Savoyen. Das Wallis liess eine Kolonne Sardinier über den Grossen Sankt Bernhard einrücken, damit sie den Franzosen über den Col de Balme in den Rücken fallen konnte, und der Landvogt von Erlach in Lausanne stellte ihr eine Abteilung Dragoner, da es ihr an Reiterei

fehlte. In Laharpes funkeln dem Bericht wird das Vergehen des Adjutanten Bergier zu einem Staatsverbrechen.<sup>450</sup>

Laharpe zählt das alles auf, um den Revolutionsmännern die Pflicht einzuprägen, die er Frankreich nach der Gewährleistung von 1565 zuschreibt. Da die Oligarchien der Schweiz ohnehin dem Untergang verfallen sind, könnte eine Umwälzung von innen alles zugrunde richten; darum muss Frankreich eingreifen, um den Ausschreitungen zuvorzukommen. Alles ladet dazu ein, der Anspruch auf Genugtuung, die Gerechtigkeit, die gesunde Politik, das Gebot der Sicherheit und die Menschlichkeit. Um die Franzosen zu ermuntern, setzt er die schweizerische Wehrkraft herab. Was zur Ausrüstung einer Feldarmee gehöre, sei den schweizerischen Regierungen hebräisch; darum brauche es nicht mehr Zeit und Mühe, ohne Schwertstreich die schweizerische Oligarchie auszurotten, als die venezianische gekostet habe. Er setzt den Franzosen auch den Lohn für ihre Hilfe aus. Für Frankreich ist die Angliederung des Unterwallis unentbehrlich, weil es damit den Grossen Sankt Bernhard beherrscht; ebenso kommt es ihm zu, den Südjura sich anzugliedern.<sup>451</sup> Da die Waadtländer nicht Frankreich anrufen dürfen, wenn sie nicht der bernischen Inquisition verfallen wollen, so müssen es ihre Landsleute ausserhalb der Heimat tun. Da der zweite Essay umfangreich sei und manches enthalte, was den Franzosen nicht berühre, machte er einen knappen Auszug, «De la neutralité des gouvernans de la Suisse depuis l'année 1789», in dem er die angeblichen Neutralitätsbrüche der Schweizer herau hob und Frankreich als Entschädigung den Südjura und das Unterwallis anbot.

Als der Friede von Campoformio geschlossen wurde, spürte Laharpe, dass die Entscheidung nahe, und um sie zu beschleunigen, hastete seine Feder unermüdlich über das Papier. Mit der Flugschrift «Aux habitans du Pays de Vaud, esclaves des olygarques de Fribourg et de Berne», wandte er sich an seine gewesenen Landsleute. Er wusste, dass sie durch Blendwerk schwer zu verleiten waren und die Folgen einer Unbesonnenheit scheuten; darum bemühte er sich, ihnen Sicherheit zu geben. «Mit dem Frieden von Campoformio bricht die Zeit an, da eure Ketten fallen und die Waadt unter dem Schutz der Grossen Nation eine unabhängige Republik wird», redet er sie an und gibt ihnen die Anleitung zu Bitschriften an das Direktorium. Einzelne und Gemeinden können sie nach dem Muster, das er beidruckt, nach Paris senden. Mit der Bitschrift verlangen die Waadtländer vom Direktorium Hilfe zur Wiederherstellung ihrer alten Rechte, indem sie den

Richter anrufen, den die alten Verträge von 1530 bis 1777 verpflichten. Das Direktorium ist Rechtsnachfolger der alten Monarchie, da die Legislative am 20. August 1792 das Bündnis von 1777 bestätigt hat, und soll demgemäß von Bern und Freiburg die Einberufung von Gemeindevertretern zu einer waadtländischen Nationalversammlung verlangen und dafür sorgen, dass das Leben der Freiheitsfreunde nicht bedroht werde. Dass Laharpe sich auf ein Bündnis beruft, dessen Verpflichtungen die Franzosen nicht mehr erfüllten, und das von den Schweizern als hinfällig erklärt wurde, war ein geringer Verstoss gegenüber der grossmannssüchtigen Anmassung des entfremdeten Auslandschweizers, der eine fremde Macht in die innern Verhältnisse hereinzog. Eine innere Verwüstung spricht aus der Selbstverständlichkeit, mit der er das Verworfene tat.

Zu gleicher Zeit bestürmte Laharpe noch einmal die Franzosen mit der Flugschrift «Des intérêts de la République française, considérés relativement aux olygarchies helvétiques». Sie bringt nicht viel Neues, mahnt die Franzosen an ihre Verpflichtung gegen die Waadt, stellt ihnen als Lohn die Länderbeute und eine befreundete Grosswaadt von Murten bis Gex in Aussicht und rät dem Direktorium, zu seiner Sicherheit in die kommende waadtländische Nationalversammlung einen Vertreter zu senden, der ihm alle Beratungen mitteile. Falls Frankreich Kosten entstehen, werden sie durch den Verkauf der bernischen Güter in der Waadt gedeckt. Es gehörte zum Traum Laharpes, dass sich die Unabhängigkeit der Waadt und die Bevormundung durch Frankreich miteinander vertragen würden. An eine Einheit der Schweiz dachte er damals nicht; er wollte im Gegenteil die Waadt aus ihr lösen. Erst die Umstände führten ihn dazu, die Rache in der Form des Einheitsstaates zu nehmen.

Da die Öffentlichkeit für einiges noch nicht reif war, richtete Laharpe am 11. September eine geheime Eingabe an das Direktorium, die in zwei Punkten über die Flugschriften hinausging. Die Einverleibung der Waadt in Frankreich würde jetzt verstimmen, obgleich sie ein Bruchstück des alten Frankenreiches sei; aber er stellt in Aussicht, dass sie später selber den Anschluss verlangen werde. Der andere Punkt war die Aufforderung an das Direktorium, Truppen am savoyischen Ufer, in Gex und Les Rousses aufmarschieren zu lassen, um allfällige Widerstände und Störungen in der Waadt niederzuschlagen. Er wusste, dass der Großteil der Waadt die Umwälzung verabscheute.<sup>452</sup>

Laharpe ersättigte sich nicht an seinen Flugschriften, sondern ergoss sich auch in den Pariser Zeitungen, die ihm willig die Spalten öffneten, so im «Ami des loix» und im «Journal de Paris». Hier richtete er seine Gedanken zum täglichen Verzehr zu, indem er ihnen noch mehr die Form des Anschlags gab.<sup>453</sup> Hier fiel er über die Berner Gesandten Tillier und Mutach her, um sie unmöglich zu machen. Es war ihm möglich, in der Pariser Luft sich noch zu steigern. Zu ihm gesellte sich in der Presse ein unheimlicher Nachtspuk von aufgescheuchten Geistern, der mit ihm in der Vergessenheit der schweizerischen Herkunft wetteiferte.

In Bern verfolgte man die wühlenden Fortschritte Laharpes mit Besorgnis. Die Landvögte in der Waadt sandten beunruhigende Berichte. Thormann in Morges fand einen unheimlichen Zusammenhang, dass der zweite Teil des Essai mit dem Staatsstreich vom 18. Fructidor zusammenfalle; Laharpe scheine mit den Machthabern in enger Verbindung zu stehen; viele Leute in Morges seien mit dem Staatsstreich einverstanden. Landvogt von Büren in Lausanne vernimmt aus glaubwürdiger Quelle, Laharpe und Benjamin Constant seien in Paris einig, Leute aus dem Welschland in ihre Partei zu ziehen. Die Landvögte urteilten nach Gerüchten; so war die Verbindung zwischen Laharpe und Constant ein Irrtum. Auch sahen sie den Eindruck des Essai auf die Waadt zu düster an. Der Advokat Monod in Morges musste seinem Freund Laharpe gestehen, er stimme in die allgemeine Missbilligung des Essai ein, weil dieser die Einmischung Frankreichs herbeirufe, und das werde mehr Unheil über die Waadt bringen, als Frankreich und Italien erlitten hätten; viele, auch Leute, die mit Laharpe bekannt seien, sähen in seinem Vorgehen nur Rachsucht. Monod versuchte in diesen Tagen Laharpe zu beschwichtigen und ihm mit Hilfe des befreundeten Landvogts Thormann die Rückkehr zu eröffnen. Laharpe antwortete, es sei zu spät, es gebe kein Zurück mehr.<sup>454</sup>

Wenn man in Bern auch den Knäuel in Paris zu wenig durchschaute, so vermutete man doch richtig, dass Laharpe eine gefährliche Gelegenheit geboten sei. Darum beauftragte die Obrigkeit Tillier und Mutach, gemessene Vorstellungen gegen ihn und seine Helfer zu erheben. Bern konnte sich darauf berufen, dass es wiederholt auf Pressebeschwerden Frankreichs eingegangen sei, unter anderm auf eine Klage des Wohlfahrtsausschusses zwei in Lausanne erschienene Schriften des Emigranten Montgaillard unterdrückt habe. Als die Gesandten gegen Laharpe bei Talleyrand

Klage erhoben, meinte dieser, Paris verachte seine Ausfälle, Bern solle ein gleiches tun. Das konnte Bern nicht tun. Der Kleine Rat verbot am 9. Dezember bei 15 Kronen Busse den «Ami des loix» und andere Hetzblätter. Im übrigen war Bern gegen die Verleumdung ohnmächtig. Wytttenbach, ein Berner, dem Laharpe im Essai Anerkennung zollt, trägt in seine Annalen ein, einige der Diatriben in den Pariser Blättern seien vom berüchtigten Laharpe unterzeichnet. Man durfte in Bern nicht zweifeln, dass Laharpe die eingeborene und verhängnisvolle Gabe hatte, blosse Andeutungen und flüchtige Zufälle als schwarze Verschwörerschliche erscheinen zu lassen.<sup>455</sup>

Da standen der Schultheiss von Mülinen und zwei junge Männer, die dauernd in die europäische Geistesgeschichte eingehen sollten, Karl Ludwig von Haller und Benjamin Constant, für Bern ein. Der geschichtskundige Schultheiss liess im November die «Recherches historiques sur les anciennes assemblées des états du Pays de Vaud» erscheinen, in denen er aufzeigte, dass Laharpe mit einigen willkürlichen Angaben ein Zerrbild von den Ständen der Waadt entworfen habe. Dieser Befund ist seither von der Forschung bestätigt worden. Darin aber täuschte sich Mülinen, dass er wähnte, geschichtliche Tatsachen könnten den Weg weisen, wo Leidenschaft und arglistige Berechnung den Ausschlag gaben.

Bei Haller mochte damals die innere Wendung einsetzen. Er hatte mit jugendlicher Empfänglichkeit die Gedanken der Aufklärung übernommen und mit angestammter Lehrhaftigkeit in eine Weltanschauung umgesetzt. Die Fangnetze, die Bern von der einst warm begrüssten Revolution gestellt wurden, führten ihn zur Wirklichkeit zurück. Bereits mochten ihm die Anschauungen aufgehen, mit denen er nachmals sein Lehrgebäude aufgeführt hat. In der kurzen Pause zwischen der Pariser und der Rastatter Gesandtschaft fertigte er Laharpe mit geistesgegenwärtiger Bereitschaft in der knappen Schrift «Exposé historique de faits concernant la Neutralité de la Suisse envers la France» ab. Ohne Laharpe zu nennen, legte er kurz dar, was Bern alles für die Neutralität getan habe, die Beschlüsse über Grenzhut, Werbungen, Waffen, Assignaten und Emigranten, und erinnerte daran, wie gut es Frankreich bekommen sei, zur Zeit der Absperrung Zufuhr aus der Schweiz erhalten zu haben. Während Laharpe die Reichtümer, die dieser Handel der Schweiz eingetragen haben sollte, ausspielte, um die Raublust des Direktoriums zu reizen, erinnerte Haller daran, welche Verluste der Staat und Private an den in

der Fremde angelegten Geldern erlitten, was Bern für Truppenaufgebote und Grenzschutz aufgewendet habe. Sein Bericht war von dem unausgesprochenen Grundgedanken getragen, dass nicht Bern der Revolution, sondern diese Bern all den Schaden zugefügt habe.

Benjamin Constant weilte Ende 1797 mit Frau von Staël in Paris. Beide kämpften in der Gesellschaft gegen Laharpes Hetze. Constant griff zur Feder und liess auf den 1. Januar als Neujahrsgabe die «Etrennes d'un habitant du Pays-de-Vaud à ses Concitoyens» ohne Namen erscheinen, der Waadtländer gegen den Waadtländer. Constant wendet sich an seine Landsleute, um sie vor den Verlockungen Laharpes zu warnen. Mit dem Reichtum seiner Empfindungen und seiner Farben, mit der Gewandtheit seiner Feder stellt er ihnen den entarteten Sohn, der gegen seine Mutter hetzt, den von der Leidenschaft zerwühlten Wortführer des Neides in seiner nackten Hässlichkeit vor. Von der Wirtschaft, vom Recht und von der Politik aus deckt er den Verlust auf, den eine von der Schweiz getrennte Republik Waadt erleiden würde und verdammt Laharpes Vorschlag, die Güter der Berner einzuziehen, als einen Rechtsbruch. Am gefährlichsten scheinen ihm die politischen Folgen. Bei Beibehaltung des neutralen Zustandes der Waadt kann Frankreich seine Grenze von Basel bis zum Genfersee von den waadtländischen Bataillonen schützen lassen. Constants Schrift kam zu spät; die sich überstürzenden Ereignisse liessen nicht Zeit zu ihrer Verbreitung.

Laharpe rühmte sich im zweiten Teil seines Essai, er habe im Herbst 1796 die Bemühungen des Obersten von Weiss, der in Paris für Bern arbeitete, durchkreuzt. Das liess Weiss, der sich ohnehin in der Einsamkeit des Schlosses Lucens verzehrte, nicht ruhen. In den ersten Tagen des Jahres 1798 liess er die Schrift erscheinen «Reveillez-vous Suisses, le danger approche». Sie enthält die Vorzüge und Schwächen des Mannes. Gutes Wissen, scharfer Blick und Mut geben ihr die Würze. Die eitle Selbstbespiegelung, die Sucht, geistreich aufzuleuchten, verführten ihn zur Geschwätzigkeit, so dass die Schrift auf 176 Seiten anschwoll, viel zu lang für ihren Zweck. Aber den Gegner fasste er richtig. Er hat noch nie etwas so Ungenaues und Hinterlistiges wie den Essai gelesen; Rachsucht und Ehrgeiz herrschen darin, Tugend und Wahrheit sind daraus verbannt.

Weiss greift zum Vergleich. Wenn Laharpe über die Härte gegen seinen Vetter Amédée lärmte, stellt Weiss fest, dass die Revolution gegen Hunderttausende ihrer Opfer ungerechter ver-

fahren ist. Wenn Laharpe der französischen Republik das Recht zubillige, die Austreibung der Emigranten von der Schweiz zu verlangen, so dürfe diese erwarten, dass Frankreich den Schweizerklub und insbesondere Laharpe nicht dulde. Wenn Laharpe es einen Bruch des Völkerrechts schilt, dass 1792 ein Teil des Berner Regiments Stettler in sardinischen Diensten den Rückzug nach Piemont über Berner Boden antrat, erinnert Weiss daran, dass 1796 12 000 Mann des Heeres Moreau mit ihren Waffen und Kassen durch die Schweiz sich retteten. Wenn Laharpe verlangt, dass Bern Rechnung ablege über alles, was es seit 1537 in der Waadt erhoben habe, so sollen die Franzosen zuerst Rechnung geben über Belgien, Holland und Italien, da es sich nicht schicke, dass die armseligen Aristokraten den Musterrepublikanern das Beispiel gäben. Die Schweiz hat sich so viele Neutralitätsverletzungen von der Revolution gefallen lassen müssen, dass ihre Beziehungen zu den andern Staaten erkaltet sind.<sup>456</sup>

Weiss anerkennt, dass die Verwaltung der Waadt vorzüglich sei und der Grossteil des Volkes keine Forderungen stelle. Und doch sieht er an den Bernern Mängel. Ihr Stolz sei sprichwörtlich; sie verständen nicht, glücklich zu sein, so dass er nicht noch einmal als Patrizier zur Welt kommen möchte. Da die Zeit die Ausschliesslichkeit des Standes überholt hat, muss eine Erneuerung eintreten. Er lehnt die Nationalversammlung der Waadt als ungeschichtlich ab und entwickelt einen eigenen Plan. Darnach soll die Zahl der regimentsfähigen Burgerfamilien auf 400 erhöht und zwei Dritteln der neuen Burger vom Land gewählt werden. Im Grossen Rat wird die Vertretung der einzelnen Familien gesenkt, die Zahl der vertretenen Familien gesteigert.<sup>457</sup> Um die Möglichkeit eines solchen Entgegenkommens darzutun, preist er das Wirken der Neutralitätspartei unter Frisching, das notwendig war, weil überlebte Ansichten den Staat an den Rand des Abgrunds führten. Weiss erkennt Frankreich kein Recht der Einmischung zu und lässt keinen Zweifel übrig, dass die Schweiz sich wehren werde. Er schont das Direktorium und wirft die Schuld auf die früheren Machthaber, die Jakobiner. Am Schluss ruft er die Direktoren Barras, Merlin und Larevelliére persönlich auf und widmet dem Direktor François de Neufchâteau die Schrift; nur an Reubell will er kein Wort verlieren, weil es unnütz wäre. So gutgemeint die Schrift war, sie kam zu spät und war zu lang. In der Waadt konnte man nicht mehr die Sammlung aufbringen, die sie benötigte; die Zeit des Federkampfes war vorbei.

### 3. Der Anschlag in Paris

Vor der Revolution gehörte die Macht zum festen Besitz, weil sie vererbt wurde. Mit der Revolution wurde sie herrenlos und fiel den Günstlingen des Augenblicks anheim. Zur Zeit gehörte sie den Überresten der Schreckenszeit, die durch das Todessieb gefallen waren. Ihr Gesetz war die Selbsterhaltung. Als Barthélemy ins Direktorium trat, bekannte ihm Carnot, dass er mit Frankreich den Frieden wünsche, aber da das Land seine Heere im Innern nicht zu erhalten vermöge, müsse es sie auf fremdem Boden lassen, und Reubell behauptete, ein allgemeiner Friede sei der Tod der Republik.<sup>458</sup>

Nach dem Staatsstreich vom 18. Fructidor hatte das umgewandelte Direktorium noch keinen festen Plan gegenüber der Schweiz. Selbst übelwollende Mitglieder wie Larevelliére und Merlin sahen in ihr keine Beute. Einzig Reubell hatte bei seinem Hass gegen das Patriziat seine feste Absicht, und er war nach Barthélemy hartnäckig wie ein Maultier.

Da fielen Laharpes Schriften ein. Er gewann die Öffentlichkeit von Paris; die Blätter hielten ihm ihre Spalten offen. Auch im Direktorium gingen ihm Türen auf. Wie der Genfer Rigaud, der eben in Paris weilte, berichtet, las Reubell die Schrift über die Neutralität aufmerksam und bemerkte, dass nicht alle schweizerischen Verstösse darin enthalten seien. Der viel lesende Larevelliére wurde durch Laharpes Essai überzeugt, dass Frankreich durch die Erklärung von 1565 die Freiheiten der Waadt gewährleistet habe, wie er in seinen Denkwürdigkeiten bekannte. Auch Merlin und François de Neufchâteau liessen sich von Laharpe gewinnen. Barthélemy dagegen verdammt die «gehässigen Veröffentlichungen» Laharpes, weshalb dieser seinen Sturz am 18. Fructidor bewillkommte.<sup>459</sup>

Der erste Entscheid betraf den Südjura. Nach der Auffassung der Revolution hatte Frankreich als Inhaber des Nordjuras die Rechtsnachfolge des Fürstbischofs angetreten und damit einen Anspruch auf den Süden erhalten. Der Bischof aber hatte noch nicht verzichtet. Ochs von Basel schlug 1796 in Paris vor, Frankreich solle sich vom Kaiser das Fricktal abtreten lassen und an Basel übergeben, dafür den Südjoura an sich ziehen. Im Frieden von Campoformio stimmte Kaiser Franz als Herrscher von Österreich zu, dass Frankreich die Gebiete behalten solle, die es sich durch Gesetzesbeschlüsse einverleibt hatte. Das Fürstbistum Basel aber

gehörte zum Deutschen Reich; die Grenzen des Reiches und damit die Zukunft des Fürstbistums sollten erst in Rastatt bestimmt werden. Völkerrechtlich hatte Frankreich keinen Griff auf den Süden. Gleichwohl beschloss das Direktorium auf Betreiben Reubells und unter dem Eindruck der geheimen Denkschrift Laharpes vom 11. September grundsätzlich die Beschlagnahme des Südens, wartete aber einstweilen noch zu. Erst Mitte November erteilte es dem General Augereau, der die Rheinarmee befehligte, die Weisung, sobald die Friedensratifikationen ausgewechselt seien, den Südjura ohne Biel zu besetzen, weil dieses zugewandter Ort der Eidgenossenschaft war. Noch dachte das Direktorium nicht an einen Angriff auf die Schweiz; noch scheute es davor zurück, durch einen Überfall auf den kleinen Nachbarn die Meinung Europas herauszufordern. Es ging darum, ob es noch die Freiheit habe, der Versuchung zu widerstehen.

Reubell dagegen drängte zur Entscheidung. Er suchte einen Helfer, da ihm Laharpe nicht genügte, und erinnerte sich, dass Ochs 1796 vom Fricktal gesprochen habe. Er kannte diesen Basler seit Jahren und schätzte seine Brauchbarkeit. So erteilte das Direktorium Mengaud den Auftrag, von Basel einen Vertreter zu verlangen, der in Paris über das Fricktal verhandeln sollte. Mengaud erhielt den Befehl am 22. November, und am 24. hatte er in den «Drei Königen» zu Basel eine geheime Unterredung mit dem durchreisenden Bonaparte. Dieser meinte, der Augenblick sei gekommen, die Schweiz aufzuwühlen, wie Mengaud jubelnd seinem Gönner Reubell meldete. Mengaud eröffnete dem Bürgermeister Peter Burckhardt seinen Auftrag und nannte von sich aus Ochs. Am 28. November wurde dieser als Vertreter Basels bestimmt.<sup>460</sup>

Ochs war 45 Jahre alt, als er diesen Scheitel seines Lebens erreichte. Er wuchs in Hamburg auf, von fürstlichem Reichtum umgeben, und erhielt von seinem Vater, einem Kaufmann von europäischem Geschäftskreis, die beste Bildung der Zeit. Von der Aufklärung durchdrungen, suchte er ein Leben des Geistes. Er liess sich mit achtzehn Jahren in seiner Vaterstadt Basel nieder. Dank seinem rastlosen Arbeitseifer, seiner Weltläufigkeit, seinen Geistesgaben durchlief er rasch die Ämter und wurde 1796 Oberstzunftmeister, der sich gleich hinter dem Bürgermeister einreihte. Neben den Geschäften fand er noch die Musse, die mehrbändige Geschichte Basels nach den Zeugnissen im Staatsarchiv zu schaffen. In der Einleitung zum ersten Band, der 1786 erschien, huldigte er einem aufgeklärten Zukunftsglauben von einer Mässigung, der

seine revolutionären Ausschreitungen spotten sollten. Von seinen innern Anlagen blieb das Gewissen zurück. Die Vaterstadt trug eine gewisse Schuld an seinen Verirrungen. Sie beutete seine Fähigkeiten aus und liebte ihn nicht. Zu viele offene Seiten, seine Eitelkeit, sein geziertes Auftreten, sein Haschen nach vornehmen Bekanntschaften, bot er ihrem Hohn. Er war zu spät zurückgekommen, um sich ganz einzuleben, wie er auch die städtische Mundart nicht annahm, sondern beim Hochdeutschen blieb. Eine Abneigung umgab ihn, unter der sein aufgeklärter Glaube litt.

Bei dieser Entfremdung rissen die politischen Überzeugungen die Kluft zwischen Ochs und seinen Standesgenossen tiefer auf, als die Umstände es verlangten. Ochs verfolgte die Aristokratie und hoffte, sich mit dem Landvolk Genugtuung zu verschaffen. Bei seiner Gereiztheit suchte er nach Anlässen zur Vergeltung und trieb zum ungehörigen Prozess gegen die Basler Offiziere, die ihre Pflicht beim Angriff auf den Brückenkopf von Hüningen versäumt haben sollten. In seinem Hass stand das Berner Patriziat obenan, obwohl es ihm nichts zuleide getan hatte. Aber er spürte, dass sich die Aristokratie in Bern am reinsten ausprägte und von Bern das Schicksal aller schweizerischen Aristokratien abhing. Darum begann er Bern bei den Gesinnungsgenossen und in Paris zu verbuchen.

Ochs setzte seine Zuversicht, ja seine Seele auf die französische Revolution. Aus ihrem Siege sollten ihm Zukunft und Vergeltung erblühen. Früh schon empfahl er sich den neuen Männern in Paris. Als Barthélemy 1792 sein Amt in der Schweiz antrat, wurde er vom Aussenminister Dumouriez auf Ochs hingewiesen. Doch er gewann kein Zutrauen zum Basler; der Briefwechsel stockte rasch. Als er später nach Basel übersiedelte, sogar in sein Haus einmietete, wurde er noch mehr abgestossen. In seinen Denkwürdigkeiten lässt er seinem Abscheu vor den Anschlägen dieses hohen Würdenträgers freien Lauf. «Ich bemühte mich, seine Absichten zu durchkreuzen, die alle auf das Verderben seines Landes zielten, das er dem Willen und den Leidenschaften der französischen Regierung unterwerfen wollte.» Wiederholt betonte er, dass Ochs den Hass Reubells gegen die Schweiz schüre. «Es war ein wirkliches Unglück, dass Reubell, dessen bekannte Abneigung gegen die Schweiz von Ochs beständig genährt wurde, als Mitglied ins Direktorium trat.»<sup>461</sup>

In Paris war Ochs wegen seiner Gesinnung und seiner geheimen Dienste wohlgeleitten. So nahm er selbst Abschriften von den

Emigrantenbriefen, die von der Basler Polizei aufgefangen wurden, und sandte sie dem Direktorium. Er kannte Reubell seit Jahren von Kolmar her, und die Beziehungen wurden noch enger, als dieser in das Direktorium trat. Reubell wohl bestellte den schmeichelhaften Empfang, den das Direktorium Ochs bereitete, als er 1796 nach Paris kam. Ochs meinte, auch das Vertrauen Barthélemy zu besitzen und war entzückt, als dieser Direktor wurde. Umso grösser war sein Schrecken, als Barthélemy verbannt wurde; er sah sich blossgestellt und beeilte sich, mit der ihm eigenen untiefen Leichtigkeit, den Gestürzten zu verleugnen; ein Brief Reubells beruhigte ihn.<sup>462</sup>

Es mochte Ochs schmeicheln, dass die Gesinnungsgenossen in der Schweiz, Leonhard Meister in Zürich, Bernhard Meyer von Schauensee in Luzern, ihn als ihren Wortführer betrachteten. Und doch sah er trüb in die Zukunft. Er fürchtete Bonaparte, den er von Haller, dem Generaladministrator der italienischen Armee, zugunsten der bernischen Aristokratie eingenommen wählte, und meinte, der kommende Friede werde die Unantastbarkeit der alten Schweiz bestätigen. Er sah sich nach Helfern um und verfiel auf Laharpe. Er hatte dessen Schriften gelesen und konnte als Geschichtsforscher ihre Fälschungen durchschauen. Von dieser gereizten Feder waren die besten Dienste gegen die vermeinten aristokratischen Neigungen Bonapartes zu erwarten. Da die beiden sich nicht kannten, trug sich Ochs von Basel aus am 13. Oktober Laharpe an.

Wie von diesem ein günstiger Widerhall kam, bestürmte ihn Ochs mit seinen Briefen: «Ich betrachte Sie als den Erneuerer des Vaterlandes; der Mut, mit dem Sie Ihre beiden Schriften veröffentlicht haben, hat mich für Sie begeistert.» Er bedauert es, dass sich die Direktoren mit Ausnahme eines einzigen ein trügerisches Bild von der Schweiz machen, und gibt Laharpe die Stichworte gegen die Aristokratie. Das Übel gehe von Bern aus, das sich ein unerträgliches Übergewicht anmasse; solange die Aristokratie in der Schweiz herrsche, sehe er keine Gewähr für die republikanische Ordnung Frankreichs. Zu seinem Bedauern weiss das Direktorium nicht einmal, dass es fast ohne irgendeine Schramme die Oligarchie stürzen und der Schweiz Freiheit und Gleichheit wiedergeben kann. Die gemeinsame Begierde, das Direktorium in die Schweiz einzumischen, führte zu einer Freundschaft zwischen den beiden Auslandschweizern, die nicht Bestand haben sollte.<sup>463</sup>

Während Ochs in Paris schürte, sah er beklommen der Zukunft entgegen. Die Angst suchte ihn heim, der Anschlag, zu dem er das Direktorium reizte, könnte Basel zuerst treffen. Hier traute er Bonaparte Schlimmes zu. Wie nun der General unterwegs war, besorgte Ochs, er könnte von den Oligarchen in Bern umsponnen werden. Der Gefürchtete langte in Basel an, und eine Überraschung löste die andere ab. Der General zeigte Freundschaft für Basel und nahm ein Mahl an, bei dem Ochs neben ihm sass. «Ich durfte ihm alles sagen, was ich auf dem Herzen hatte. Er hat mich mit halben Worten verstanden.» Über den Tisch hinweg bot Bonaparte Basel das Fricktal an, was die Zweifel wegen der Zukunft der Stadt zerstreute. «Kurz, alle Patrioten sind im Glück», meldete er noch am gleichen Abend hingerissen Laharpe nach Paris.<sup>464</sup>

So gestärkt trat Ochs die Reise nach Paris an. Sein offener Auftrag war, das Fricktal für Basel zu gewinnen, der geheime, die Einverleibung Basels in Frankreich zu verhindern. Er war entschlossen, den Preis zu bezahlen. Er hatte ein paar Tage zuvor dem vertrauten Meister geschrieben: «Unsere Politik muss sein, uns nur noch als Satelliten Frankreichs zu betrachten.» In Bern ahnte man nicht, was in Paris geschehen sollte. Auf Basels Anzeige von der Sendung antwortete der Geheime Rat, Ochs werde sich bereitfinden lassen, seine Anwesenheit in Paris und seinen Einfluss zum besten des Vaterlands zu benützen. Ochs traf am 5. Dezember in Paris ein, ein paar Stunden vor Bonaparte, der von Rastatt her kam. Sogleich suchte er eine Unterredung mit Reubell nach, um ihm die Notwendigkeit darzulegen, die Schweiz zu revolutionieren. Hatte er zuerst gefürchtet, seine Sendung könnte durch Bonapartes Ankunft in den Hintergrund geschoben werden, so sah er sich angenehm enttäuscht. Er war der Willkommene und fühlte sich wie von Geisterflügeln getragen. Was die Berner nicht erlangt hatten, der Empfang durch das Direktorium, wurde ihm gleich zugesagt, obschon er wie jene nur Vertreter eines Ortes war, und vorher hatte er die massgebende Begegnung mit Bonaparte, die ihn über sein Hoffen in die Zettelung gegen Bern einweihte.<sup>465</sup>

Hatte Bonaparte bisher mit seiner Gesinnung gegen die Schweiz zurückgehalten, so musste er sie nun lüften. Er ging von militärischen Überlegungen aus. Seit Oberitalien Tochterrepublik geworden war, bedurfte dieser ausgesetzte Posten rascher Verbindung mit Frankreich, und diese führte über die Alpenpässe der Schweiz. Überhaupt, wer die schweizerische Alpenstellung besass, konnte

den lähmenden Flankenstoss gegen Oberitalien und Süddeutschland führen. Von sich aus hatte Bonaparte schon die Öffnung des Simplons vom Wallis verlangt. Ein anderer griff sie auf. Der Walliser Emanuel de Rivaz, der im französischen Heer als Brigadegeneral diente, richtete am 29. Oktober 1797 eine Denkschrift an Reubell, worin er die Bedeutung der Simplonstrasse für Frankreich heraushob. Wenn Bern gefällt sei, könne die ganze Westschweiz als Tochterrepublik zusammengefasst werden. Es ist eigen-tümlich, wie alle übeln Zeiger auf Bern wiesen.<sup>466</sup>

Bonaparte bedurfte solcher Mahnung nicht. Ihm ging es nicht darum, die angeblichen Neutralitätsverletzungen Berns zu ahnden. Wenn ihm schon damals die revolutionären Schlagworte geläufig waren, so trug er doch der bernischen Aristokratie keinen gesinnungsmässigen Hass nach; sie musste fallen, weil sie die alte Schweiz stützte, die seinen Plänen im Weg war. Auch mochte ihn der bernische Staatsschatz locken. Trotz des grossen Raubes vermochte die erschöpfte Staatskasse die italienische Armee nicht zu erhalten.<sup>467</sup> Die Ruchlosigkeit des Anschlags auf einen kleinen Nachbarn focht ihn nicht an; er gedachte, allenfalls die Schuld auf andere zu werfen. Ochs fühlte sich im Schnittpunkt der Ereignisse angeregt und gehoben. Wie weit er gehen wollte, wusste er nicht, war aber bereit, sich auf die abschüssige Bahn führen zu lassen.

Am 8. Dezember nahm Ochs an einem Mahl teil, das Reubell Bonaparte und andern Generälen im Luxemburgpalast, dem Sitz des Direktoriums, gab. Bei Tisch witzelte Bonaparte über die schweizerischen Aristokraten, um das Zeichen zu geben. Nach Tisch setzten sich Bonaparte, Reubell und Ochs in einer Ecke des Saales zusammen und warfen mit gedämpfter Stimme die Lose über die Schweiz. Einzig Ochs hat in seiner Geschichte von Basel einen Bericht über den entscheidenden Tag, wie er den 8. Dezember nannte, gegeben. Er verfasste ihn in Zeiten, da er für vieles die Verzeihung der Welt begehrte. Nach ihm führte Bonaparte das Wort und schlug eine Revolution durch die Patrioten in der Schweiz vor, wobei die Franzosen in zweiter Linie stehen würden. Reubell pflichtete entschieden bei. Ochs dagegen will zurückgehalten haben; er meinte, eine Revolution könnte von den Regierungen niedergeschlagen werden, worauf Reubell einfiel, man müsse den Henker töten. Ochs will nur so weit zugestimmt haben, dass die Revolution von oben geschehe und der Grosse Rat von Basel Frist erhalte, das Beispiel der Umwälzung zu geben.<sup>468</sup> Diese Vorsicht stimmt nicht mit den Briefen überein, die er vorher und nachher

schrieb, um den gewaltsamen Eingriff in die Schweiz zu betreiben.

Am 10. Dezember erhielt Ochs einen ausgezeichneten Empfang vom Direktorium und überreichte seine Beglaubigung. Am Abend war er zum Innenminister geladen und fragte Bonaparte, ob die Schweiz wie bisher einen Bund oder einen einzigen Staat bilden solle. Bonaparte entgegnete, es sei der Wunsch Laharpes, der ihn tags zuvor besucht hatte, und anderer Patrioten, dass die Schweiz eine einzige Republik zum Schutz der Gleichheit werde. Ochs will in den folgenden Tagen das gleiche von Reubell, Merlin und Larevelliére gehört haben.<sup>469</sup> Er hat hier wohl nicht den ersten Gedanken gehabt. Die Verantwortung fällt auch nicht auf Laharpe, obwohl dieser nach seinen Denkwürdigkeiten den Einheitsstaat angeregt haben will. In seinen Flugschriften hatte er bisher eine unabhängige Grosswaadt gefordert. Der Einheitsstaat passte Bonaparte, weil er am besten die Alpenstellung für Frankreich zu sichern schien. Ochs und Laharpe nahmen ihn entgegen. Als Auslandschweizer hatten sie kein Empfinden für die Schmach, dass in einer fremden Hauptstadt über die Schweiz eine Staatsform verhängt wurde, die ihrer Herkunft und ihren Bedürfnissen widersprach.

Während Ochs sich zunächst empfangend verhielt, handelte Laharpe. Am 9. Dezember überreichte er dem Direktorium eine «Eingabe der geflohenen Waadtländer», in der er den Eingriff Frankreichs verlangte, aber von einem Einheitsstaat nicht sprach. Sie war von zwanzig Schweizern, meist Freiburgern, die dem Schweizerklub angehört hatten, unterzeichnet. Der Verkehr mit Ochs bestätigte ihn. Er sei von Ochs entzückt gewesen, weil dieser über die Schweiz Kenntnisse besessen habe, die ihm selbst fehlten, sagt er in seinen Denkwürdigkeiten; allerdings seien die ersten Anträge des Baslers noch zu aristokratisch gewesen.<sup>470</sup>

Ochs passte sich rasch an; er lebte im Rausch seiner plötzlichen Bedeutung. Der Empfang beim Direktorium gab ihm einen Schwung, der ihn über sich selbst hinausführte. Er fand im Saal Bonaparte und den preussischen Gesandten Sandoz. «Ich genoss es, mich in der Mitte so grosser Talente zu sehen», schrieb er dem Rat von Basel. Er liess die Rücksichten, die er mitgebracht hatte, fallen, um sich Bonaparte anzupassen. Am 11. Dezember richtete er an den General eine Eingabe, mit der Aufschrift: Revolutionierung der Schweiz. Es gelte, erklärt er, neunzehn Zwanzigstel des Volkes zu befreien, die von Verachtung erniedrigt und von den Landvögten gequält, und deren Fleiss und Begabung von der Selbstsucht der

Herrschenden unterdrückt würden. Er betont, wenn Bern bleibe, wie es sei, erreiche man nichts, fragt, was Frankreich tun werde, wenn nach der Befreiung der Waadt und der italienischen Vogteien und nach der Umwälzung Basels, die er einleiten wolle, die übrige Schweiz beim alten bleibe. Die Politik der Schweiz könne gegenwärtig nur sein, sich als Satelliten Frankreichs zu betrachten, und das gehe nicht in die Köpfe der Aristokraten ein. Bonaparte antwortete, darüber erwarte er von Ochs ausführlichen Bescheid.<sup>471</sup>

Sogleich setzte sich Ochs zu einer Auslassung hin, die seine rasche Umschichtung in diesen Tagen bestätigte. Er freut sich, dass Bonaparte nach dem Wunsch der Patrioten den Einheitsstaat billige, während er nachher in seiner Basler Geschichte dem General und dem Direktorium die Verantwortung für diesen zuschob. Er entwirft den Plan der Umwälzung. Eine schweizerische Nationalversammlung tritt zusammen, von einem französischen Heer gestützt, das in der Nachbarschaft aufmarschiert. Das Direktorium erklärt, dass Frankreich das Recht habe, eine Verfassungsänderung zu verlangen, da es die waadtländische Freiheit gewährleistet habe. Zugleich macht Frankreich seinen Anspruch auf den Südjura geltend. Französische Agenten werden revolutionäre Schriften ausstreuen und die Regierungen bedeuten, dass das Direktorium die Erneuerer des Vaterlandes in Schutz nehme. Er ist bereit, eine solche Schrift zu entwerfen.<sup>472</sup>

Von da an war Ochs Bonaparte, den er als Helden der Helden feierte, verfallen. Ebel, der ihn damals in Paris sah, urteilte, es fehle ihm selbständige Würde, edler Stolz und Charakter eines Mannes.<sup>473</sup> Obschon der amtliche Auftrag, das Fricktal für Basel zu gewinnen, mit dem Einheitsstaat gegenstandslos wurde, blieb Ochs in Paris, um die Einheitsverfassung zurechtzumachen. Freilich war er noch eine Beute der Unsicherheit, da er nicht wusste, ob das Direktorium wirklich zu einem bewaffneten Eingriff entschlossen sei. Da kam ihm am 21. Dezember die erlösende Kunde, dass die Franzosen Münster und Erguel besetzt hätten. Sie erfüllte ihn mit Frohlocken, weil sie die Herzen der Patrioten in der Schweiz erheben werde, wie er Bonaparte schrieb. Wie er am 29. Dezember den Erlass des Direktoriums las, der die Aufrührer in der Schweiz unter den amtlichen Schutz Frankreichs nahm, gestand er Reubell, er empfinde darüber eine unaussprechliche Freude. Er verlor sich so sehr, dass er sich später nie wieder ganz fand, weil er seine Kraft darauf verwenden musste, die übeln Pariser Tage zurechtzurücken.

Bonaparte hatte die Führung, weil er zum Angriff auf die Schweiz entschlossen war. Reubell ging mit ihm einig und lieh ihm seine Stimme im Direktorium; Laharpe rüstete ihm die Brandfackel, und Ochs diente ihm als Werkzeug. Bonaparte schritt von den Worten zur Tat. Am 10. Dezember erteilte er eigenmächtig, ohne Wissen des Direktoriums, den Befehl, dass die Division Masséna von der italienischen Armee mitten im Winter die Westalpen übersteigen und bei Versoix Stellung beziehen solle. Das war die Hilfe, die Ochs für das Werk der Patrioten erhoffte. Noch hatte er das Direktorium nicht überzeugt. Dieses wünschte zwar die Änderung in der Schweiz, aber es wollte Gewalt vermeiden und hoffte auf den Weg, den Ochs eröffnete: Der Grosse Rat von Basel verkündet als Nationalversammlung die politische Gleichheit und die demokratische Regierung; die Waadt wird folgen, und das übrige wird sich von selbst machen.<sup>474</sup>

Da erstanden der bedrohten Schweiz in Paris Helfer. Benjamin Constant warnte in einer Flugschrift seine Landsleute, die Waadtländer, vor Laharpe. Frau von Staël setzte ihre Sicherheit aufs Spiel, um Bern beizustehen. Beneidet um ihren wachsenden Ruhm, angefochten wegen ihrer politischen Tätigkeit, immer noch unter dem Haftbefehl, den das Direktorium 1796 auf Reubells Betreiben gegen sie erlassen hatte, auf ihren Geist, ihren Mut, ihre Beredsamkeit vertrauend, suchte sie Bonaparte in einer langen Unterredung umzustimmen. Sie hat darüber später in ihren «*Considérations sur la Révolution française*» berichtet.<sup>475</sup> Sie stellte ihm das Glück, die Schönheit, die Ruhe vor, deren sich die Schweiz seit Jahrhunderten erfreut habe. Er bestritt es nicht, aber im Augenblick ganz Volksmann, entgegnete er, die Menschen müssten politische Rechte haben. Sie anerkannte, dass er ihr gut und geduldig zugehört habe. «Aber Demosthenes und Cicero würden vereint ihm nicht das geringste Opfer seines persönlichen Nutzens abgewinnen.»

Frau von Staël nahm sich der bernischen Gesandten Tillier und Mutach an, die verlassen in Paris weilten. Sie bot die Macht auf, die sie mit ihren gesellschaftlichen Künsten, ihrem Salon, ihren Einladungen in den politischen Kreisen errungen hatte. Sie wandte sich an Talleyrand. In den Tagen des Schreckens hatte eine Notgemeinschaft sie zusammengeführt. Sie hatte darauf gedrungen, dass Talleyrand von der Emigrantenliste gestrichen wurde, und bei seiner Ernennung zum Aussenminister mitgewirkt. Er war für die Zusprüche der Frau von Staël empfänglich, da er die Gewaltmittel der Revolution verabscheute. Aber seine Stellung gebot ihm

Vorsicht. Er wurde von Reubell gehasst, und er wollte nicht Bonaparte herausfordern, dem sein Scharfblick Zukunft zutraute. Das Direktorium trug ihm auf, über das Gesuch, mit dem Laharpe und die Schweizer Flüchtlinge am 9. Dezember den Eingriff in die Waadt verlangten, Bericht zu erstatten. Im Widerstreit zwischen seiner Einsicht und seinem Nutzen zauderte er. Doch Laharpe drängte, und das Direktorium erteilte Talleyrand am 27. Dezember den bestimmten Befehl. Der Bericht, den er am 28. einreichte, fiel im Sinn Bonapartes aus. Talleyrand hatte sich unterzogen, vergass aber nicht. In Laharpe kochte es, weil er das Zögern der Frau von Staël zuschrieb; er möchte, dass das Feuer zuerst in Coppet, dem Schloss dieser höllischen Vettel, aufgehen würde, schrieb er einem Vertrauten in der Waadt.<sup>476</sup>

Der Überfall auf die Schweiz wurde von den Zeitgenossen so streng verurteilt, dass schon die Vorbereitung dazu als Schuld erschien. Die Beteiligten haben sich darüber später nach ihrer Art geäussert. Talleyrand urteilte in einem Bericht, den er 1800 an den Konsul Bonaparte richtete: «Es ist heute wenig nützlich, bekannte Tatsachen von neuem zu zeichnen und die helvetische Revolution in den Einzelheiten der Geburt, des Fortschrittes und der Entwicklung aufzufrischen. Man weiss, dass sie eine der schwersten Ungerechtigkeiten des ersten französischen Direktoriums ist; man weiss, dass einige schweizerische Wirrköpfe wie Ochs und Laharpe während fünf oder sechs Monaten in Paris eine Reihe von Brandartikeln in unseren Zeitungen folgen liessen und mit einer Reihe von Ränken und Umtrieben die jähzornigsten Mitglieder unserer Regierung umringten, von denen eines just im Fall war, persönliche Beleidigungen, wie er es nannte, an der Schweiz zu rächen.» Talleyrand lässt Ochs und Laharpe hervorspringen, Bonaparte zurücktreten und zeigt auf Reubell als den Hauptschuldigen auf französischer Seite.<sup>477</sup>

Der Direktor Barras berichtet in seinen Denkwürdigkeiten: «Der Zunftmeister Ochs von Basel ist in Paris; er ist auf den Rat Bonapartes gekommen. Dieser macht uns den Vorschlag, eine Revolution in der Schweiz zu entfachen, um unsern Feinden einen Verschwörungsherd gegen die Republik zu nehmen. Truppen der italienischen Armee werden eine Richtung erhalten, die diesem Vorhaben entspricht ... Bonaparte treibt ohne Unterlass bei seinen beständigen Besuchen im Direktorium zur Revolutionierung der Schweiz. Auf seinen Vorschlag wird General Brune zum Befehlshaber der Divisionen ernannt, die den erwarteten Aufstand

schützen sollen. Er ist ermächtigt, in Bern einzurücken, wenn er es für nötig erachtet. Aber mit welcher Begründung, fragt man sich. Man braucht nur einen Zank anzufachen, antwortet Bonaparte; wie hätte ich sonst etwas machen können in all den Ländern, wo ich eine neue Ordnung anstelle der alten eingeführt habe?» Barras ist nicht unbefangen; er grollt dem einstigen Schützling, der ihn abgeschüttelt hat. Das aber spürte er richtig, dass sich Bonaparte damals im Zug des Abbruchs und der Zerstörung befand, um sich den Weg zu öffnen.<sup>478</sup>

Bonaparte selbst fühlte sich durchaus nicht als der ausgewählte Vollstrecker eines unabwendbaren Geschickes, das überlebte Zustände beseitigte. Noch auf Sankt Helena suchte er die Verantwortung von sich zu schieben. In den Erinnerungen, die er dem General Montholon in die Feder diktierte, spricht er zweimal vom Anschlag auf die Schweiz, um ihn zu verdammen. Das eine Mal wirft er die Schuld auf das gesamte Direktorium, das andere Mal auf Reubell, der durch schweizerische Wühler aufgehetzt worden sei. Er selber habe nicht Hand dazu geboten, er würde, hätte er die Leitung gehabt, durch friedliche Verhandlungen mit der Schweiz, besonders mit Bern, den Umschwung herbeigeführt haben. Auf Sankt Helena fühlte er das Hässliche der Vorgänge und wollte seinen Namen, der nun der Unvergänglichkeit verfallen war, davon befreien.<sup>479</sup>

Ochs hat sich über den Anschlag verschieden geäussert. Im achten Band der Basler Geschichte, den er 1801 entwarf, schreibt er über seinen Pariser Aufenthalt: «So enthüllte sich nach und nach der zwischen der französischen Regierung und dem General verabredete Plan. Widerstehen wäre für unsren Kanton Verwegenheit, Verderben, Vernichtung gewesen.» Hier erscheint er als der Arglose, der unversehens in ein ruchloses Beginnen verstrickt wurde. In späteren Aufzeichnungen, «fünf Blätter», gibt er sich dagegen frei und selbständig. Er entwickelt die Gründe, die ihn bewogen hätten, einen Teil der Revolution zu unternehmen. Die entscheidende Erwägung war für ihn: «Die schweizerischen Regierungen haben im allgemeinen nichtswürdig an Frankreich und gegen ihr Versprechen, die Regeln der Neutralität zu beobachten, gehandelt. Man hatte das Recht, sie zu strafen, das Land zu erobern und mit Frankreich zu vereinigen. Mit dem Versprechen der Revolutionierung konnte man die Einverleibung vermeiden, und es gelang.» Die Basler Geschichte war für die Öffentlichkeit bestimmt; in den «fünf Blättern» legte er sich seine Rechtfertigung

aus. In beiden Fällen trifft er nicht das Richtige; im ersten verharmlost er sich, im zweiten übersteigert er sich.<sup>480</sup>

Wie Ochs denkt Laharpe von Frankreich aus. Er schreibt in seinen Erinnerungen: «Da jede Hoffnung einer Verständigung Ende November geschwunden war, übergab ich dem Direktorium eine Bittschrift, von 22 bernischen und freiburgischen Waadtländern unterzeichnet, um die Anwendung der im Lausanner Vertrag von 1565 festgesetzten Gewährleistung zu erhalten. Es war zuerst nur von dieser Gewährleistung die Rede. Meine ersten Eröffnungen für eine einzige und unteilbare Republik, die zuerst ungünstig aufgenommen worden waren, wurden erst wieder erwogen, als das Direktorium klar erkannte, dass die Eidgenossenschaft, blind seinen Feinden ergeben, auf dem Punkte war, sich allem zu unterziehen, um ihnen zu gefallen.»<sup>481</sup> Ochs und Laharpe stimmen darin überein, dass sie die Schuld auf die Schweiz werfen, um sich selbst und Frankreich zu entlasten. Aber anders als Ochs steht Laharpe zu seiner Sache, die er freilich mit seiner Ungenauigkeit und Einbildung verstellt. So gibt es keinen Lausanner Vertrag von 1565, sondern eine französische Erklärung dieses Jahres. Und dann ist es Willkür, wenn er sich zum Bahnbrecher des Einheitsstaates aufwirft. In seinen Flugschriften verkündete er eine Grosswaadt, die von der Schweiz abrückte. Unmöglich konnte er an eine Einheit mit der deutschen Schweiz denken, deren Mundart er barbarisch schalt, deren Abneigung gegen die Revolution er anzeigte. Wie in Paris der Einheitsstaat als Stichwort ausgegeben wurde, nahm er ihn an.

Reubell stand mit harter Stirne für sein Tun ein. Er erklärte 1801 zum Überfall auf die Schweiz: «Weit entfernt, ihn zu verleugnen, glaube ich, nie meinem Vaterland besser gedient zu haben als dadurch, dass ich aus allen Kräften dazu trieb.» Trotzdem er von den Anschuldigungen ausging, mit denen Ochs und Laharpe ihre Heimat belasteten, nahm man in Paris und Bern an, er handle aus Rachsucht. In Bern erinnerte man sich, dass er 1788 einen Prozess für einen elsässischen Juden verloren hatte. Dieser hatte einen Berner Bauern um 50 000 Pfund betrogen. Bern untersagte damals allen Juden das Betreten seines Gebietes.<sup>482</sup>

#### 4. Die Besetzung des Südjuras

In Basel bemühte sich der französische Geschäftsträger Bacher, die gute Schule aus den Tagen des Königtums zu verleugnen, um mit der Zeit Schritt zu halten. Barthélemy verurteilt ihn in seinen Denkwürdigkeiten: Er habe bei den Mächtigen in Paris, besonders bei Reubell, gegen die Schweiz gehetzt und mit Ochs das Unglück der Schweiz verschuldet. Wie Ende September plötzlich Mengaud auftauchte, steigerte er seinen Eifer, die aristokratischen Orte mit Drohbriefen zu bedrängen, so dass im Geheimen Rat zu Bern bemerkt wurde, die Beschwerden der französischen Gesandtschaft erneuerten sich beinahe mit jedem Posttag. Er stand innig mit Ochs und beglückwünschte ihn zum Keimen der Saat, die er ausgestreut habe. Und doch genügten seine Dienste nicht. In Paris galt er nicht als handfest genug für die kommenden Dinge. Für diese war Mengaud bestimmt. Auch zu ihm fasste Ochs gleich ein Herz. Er schrieb dem Abgeordneten Pflieger nach Paris, wie zufrieden er mit Mengaud sei; alle Patrioten wünschten ihn als Botschafter. Als sich Ochs später auffangen wollte, trug er in die «Fünf Blätter» ein: «Mengaud, der die Revolution machen sollte, war ein verächtlicher Mensch. Er betrunk sich und hatte sogar einmal in einem Anfall von Trunkenheit sein Bett in Flammen aufgehen lassen. Er sprach nur von Geld und hatte die Stirne, mir die Teilung unseres Staatsschatzes vorzuschlagen.»<sup>483</sup>

Anfangs Dezember teilte Talleyrand dem Vorort mit, Bacher werde versetzt und Mengaud an seiner Stelle zum Geschäftsträger ernannt. Bacher kam nach Deutschland und diente unter dem Kaiserreich als Gesandter an süddeutschen Höfen. Als 1813 die französische Herrschaft in Deutschland zusammenbrach, endete er auf der Flucht in einem Strassengraben. Mengauds Vorleben ist wenig aufgehellt. Er stammte aus Belfort und mochte gegen 50 Jahre zählen. Ihn empfahl, dass er in Holland als Wühler Erfahrungen gesammelt hatte, dass er deutsch sprach und ein entfernter Verwandter Reubells war. Er hatte die Ausstattung für die Dienste, die man von ihm erwartete, eine Roheit, die er nach Belieben steigern konnte, und die Unbedenklichkeit des revolutionären Wortschatzes. Spuren von Bildung deuteten an, dass eine natürliche Begabung zerstört worden war. Er hatte das Selbstgefühl, mehr Werkzeug zu sein, als nach seinem Ermessen vorzugehen. Er schätzte Ochs nicht hoch ein; dieser schwimme gewöhnlich zwischen zwei Strömungen, meinte er zu Reubell. Mengauds Ernennung

bestätigte Vermutungen der Einsichtigen und enttäuschte die Hoffnungen der Zeitgläubigen. Doch die Unfreiheit der eidgenössischen Geschäfte unterdrückte den Unwillen. Der Vorort Zürich anerkannte Mengaud in seiner neuen Stellung, und Bern beantwortete Mengauds Antrittsschreiben mit Glückwünschen. Das Unnatürliche wurde alltäglich.<sup>484</sup> Der Wechsel auf der französischen Botschaft deckte die kommenden Ereignisse.

Mitte November erhielt General Augereau, Befehlshaber der Rheinarmee, den Befehl, die Besetzung des Südjuras vorzubereiten. Das Direktorium wollte dem Kongress zu Rastatt, dem der Entscheid über das Fürstbistum übertragen war, zuvorkommen. Es setzte sich auch darüber hinweg, dass der Süden, durch Burgrichte mit Bern verbunden, der eidgenössischen Neutralität teilhaftig war. Das revolutionäre Frankreich hatte diese 1792 und später nur bedingt anerkannt. Es war eine der letzten Amtshandlungen Bachers, dass er am 13. Dezember dem Vorort mitteilte, Frankreich werde in Ausübung seiner Rechte Münster, Erguel, Ilfingen und Neuenstadt in Besitz nehmen und beanspruche die Einkünfte und Besitzungen, die dem Fürstbischof ausserhalb der Grenzen gehört hätten, und eine Entschädigung für den Nichtgenuss dieser Einkünfte seit 1792. Von Biel sagte er nichts. General Gouvier de St. Cyr rückte am 14. Dezember ins Münstertal ein und überzog in den nächsten Tagen den Südura ohne Biel. Dieser Vorstoss sollte nicht den Angriff auf die Schweiz einleiten. Er wurde nur von 1500 Mann ausgeführt. In einem zweiten Brief vom 13. Dezember verdammt Bacher die Gerüchte, die das Übelwollen wegen des Südjuras ausstreuen werde; Frankreich werde sich anstrengen, die schweizerische Neutralität zu achten. Der Krieg war in Paris noch nicht beschlossen.<sup>485</sup>

Die Besetzung war für die ganze Eidgenossenschaft ein Donnerschlag. Selbst Basel, das auf der Kippe stand, wurde beunruhigt, während Ochs in Paris seine Freude über den Einmarsch bekundete. Bern, das zunächst betroffen wurde, hatte sich überraschen lassen. Es hatte zwar an Warnern nicht gefehlt. Generalmajor Karl Ludwig von Erlach, der leidend auf seinem Gut Hindelbank zurückgezogen lebte, erschien am 13. November im Grossen Rat und sprach frei über die gefährlichen Beziehungen zu Frankreich. Er machte einen tiefen Eindruck und drang durch mit seinem Antrag, zu prüfen, welches die Grenze der Fügsamkeit gegen Frankreich sei, und wegen Laharpe und Cart, den Gegenstücken zu den Emigranten, nach Paris zu schreiben. Es war ein kurzer

Aufschwung.<sup>486</sup> Frisching hielt die bernische Wehrhaftigkeit darunter, weil er auf die guten Zeichen aus Paris vertraute.

Am späten Abend langte die Nachricht vom Einmarsch in Bern an. Wohl schraken die Franzosenfreunde zusammen, dennoch hielt die Gewohnheit der Nachgiebigkeit vor. Als der Geheime Rat am 14. Dezember dem Grossen den Antrag stellte, sogleich von den Ständen Repräsentanten zu verlangen, mehrere Regimenter auf Abruf zu stellen und die Brücken von Nidau, Büren und Aarberg mit Truppen zu belegen, da schwächte ihn der Grosse Rat ab. Die Repräsentanten sollten erst kommen, wenn der Geheime Rat es für unumgänglich erachtete, die Regimenter erst in Bereitschaft gestellt werden, wenn die Franzosen wirklich den Jura besetzt hätten; dafür sollte der Geheime Rat Verhandlungen mit Gouvion und Bacher einleiten. Damit gab der Grosse Rat wie gewohnt den Worten vor den Taten den Vorzug. Er bestellte am 15. Dezember Karl Ludwig von Erlach zum Befehlshaber allfälliger Aufgebote, ernannte einen Ausschuss von drei Männern, der die Waadt zu behüten hatte, und ordnete Oberst Kirchberger, alt Landvogt von Gottstatt, zu Gouvion und Geleitsherr Haller zu Bacher nach Basel ab. Am 17. mahnte der Geheime Rat die Orte, ihre Hilfe bereitzuhalten und ihre Repräsentanten nach Bern zu senden, und bestimmte vier Mitglieder, an den Sitzungen des Kriegsrates teilzunehmen.<sup>487</sup>

Besorgter als der Grosse Rat hatte der Kriegsrat den Ereignissen vorgegriffen. Schon am 11. Dezember befahl er den Landvögten, die Hochwachten zu rüsten, und den Landmajoren, auf den 14. die Wehrmänner auf den Trüllplätzen zur Prüfung der Waffen zu besammeln. Entgegen dem Zaudern des Grossen Rates stellte er am 14. den gesamten Auszug in Bereitschaft und bot eine Truppe von fünfeinhalb Bataillonen, zwei Feldjägerkompanien und 15 Geschützen zur Deckung der Linie Erlach—Nidau—Büren auf. Der Widerhall aus den Orten lautete ermutigend. Zürich antwortete umgehend am 15. Dezember; es sagte treues Aufsehen zu und erteilte seinem Kriegsrat die nötige Vollmacht.<sup>488</sup>

Hatte Biel bisher wegen des Erguel Bern in Paris übel gedient, so rief es nun Berns Hilfe an, damit es in seinen «freiständischen Verhältnissen» nicht gekränkt werde. Übel wurde ihm seine Ergebenheit an Frankreich gelohnt. Seine Abgeordneten erhielten von Gouvion in Münster den Bescheid, da Frankreich nun in Biel die bischöflichen Rechte ausübe, setze er den Meyer ab und ernenne an seiner Stelle den Elsässer Bresson, der sich als Assignateninspektor in Biel aufhielt, und ordnete die Versiegelung der bischöf-

lichen Häuser in Biel an; dafür werde die Stadt nicht besetzt. Biel fügte sich, unternahm aber einen letzten Rettungsversuch, indem es noch einmal seinen Stadtschreiber Neuhaus nach Paris sandte. Es blieb von Truppen verschont; aber es musste den französischen Generalstab in seinen Mauern aufnehmen. Gouvion legte die Hand auf Bellelay. Da in Frankreich die Klöster aufgehoben waren, trieb er die Mönche mit ihren Schülern aus. Oberkriegskommissär Gottlieb von Jenner sah in Büren «die ausgejagten Herren von Bellelay, 24 an der Zahl, mit 22 Zöglingen, einer Sauvegarde von Solothurn und acht Wagen mit ihren Kleidern und Hardes; alles übrige ist ihnen konfisziert worden.» Dabei beruhigte Bacher Bern, Gouvion werde die grösstmögliche Rücksicht walten lassen.<sup>489</sup>

In Bern schwankte die Stimmung. Zuerst sah man schwarz. Der Rat meldete den Orten am 17. Dezember, die französischen Offiziere an der Grenze redeten von Überfall auf Bern und Solothurn und von Verfassungsänderung. Doch bald durfte man aufatmen. Die Franzosen zeigten gute Miene und wollten nicht begreifen, dass Bern so viele Truppen an die Grenze schicke. General Gouvion fragte verbindlich an, ob er ein paar Mann über den bernischen Tessenberg nach Neuenburg schicken dürfe. Umgehend bewilligte es der Grosse Rat einstimmig; die französische Republik werde darin einen neuen Beweis der Freundschaft sehen, hiess es im Brief an den General. Oberst Stettler, der die bernischen Truppen in Nidau befehligte, und Oberst Glutz von Solothurn schlossen am 19. Dezember zu Pieterlen mit dem französischen Bataillonskommandanten Fontenay d'Arsonval ein Abkommen, das die Grenzverhältnisse gütlich regelte. Am 22. Dezember wurden die Truppen bis auf zwei Bataillone im Seeland und eines in der Hauptstadt entlassen.<sup>490</sup>

Die Orte antworteten auf Berns Mahnung mit der Zusage, ihre Hilfe bereitzuhalten, und bis zum 28. Dezember fanden sich ihre Repräsentanten in Bern ein. Bern schöpfte daraus nicht mehr Freiheit. Wie in die Besetzung des Südjuras, fügte es sich in die Folgen. Da Frankreich die Besitzungen und Gefälle des Bischofs auf seinem Gebiet beanspruchte, befahl der Geheime Rat, dem Beispiel von Basel und Solothurn folgend, am 3. Januar den Landvögten im Seeland, das bischöfliche Eigentum zu diesem Zweck zu verzeichnen. Dem Direktorium ging es darum, die Schweiz zu beruhigen, und es durfte seinen Ruf vor Europa wahren, weil weitere Übergriffe damals nicht beschlossen waren. Da berichtete der Pariser «Narrateur universel»: «Man spricht jetzt von einer Abtretung

des Waadtlandes an Frankreich und nimmt selbst das Fürstentum Neuenburg dazu, für das Frankreich den König von Preussen anderswo entschädigen würde.» Am 17. Dezember unterdrückte das Direktorium die Zeitung, «weil der Redaktor solche offenkundig falsche Gerüchte nur in der Absicht hat ausstreuen können, das Direktorium zu verdächtigen, indem er ihm Angriffsabsichten, die seiner Loyalität zuwiderlaufen, unterschob, um damit dem helvetischen Volk Schrecken einzujagen über die Folgen seines Versuches, die Fülle seiner Rechte wiederherzustellen.» Mengaud erhielt Weisung, das den Orten mitzuteilen.<sup>491</sup>

Dagegen war die Einverleibung des südlichen Juras für das Direktorium eine fertige Tatsache. Umsonst erinnerte Geleitsherr Haller in Basel Bacher daran, dass dieses Gebiet in die eidgenössische Neutralität eingeschlossen sei, was der Konvent durch den Erlass vom 7. April 1793 anerkannt habe. Bacher erging sich in Ausflügen, der Erlass sei nur vorläufig gewesen, und Frankreich könne unmöglich das Erguel räumen, das ein Herd des Emigrantentums sei; wenn Bern diesen Anstoss behebe, so hätte das die glücklichsten Folgen. Sein Nachfolger Mengaud hörte aufmerksam zu. Es bezeichnete die Lage, dass das Direktorium den schweizerischen Flüchtlingen in Paris eben Gehör schenkte, als Bacher seine Forderung erhob. In Bern nahm man das ungleiche Recht als selbstverständlich hin. Als man Bachers Begehren im Geheimen Rat erwog, ergoss sich die Nachgiebigkeit in Ausfällen gegen die Emigranten, die vom ganzen Land mit Unwillen betrachtet würden; ihre Beschützung sei der wahre Grund des unglücklichen Misstrauens, das bis in das Mark der Regierung gedrungen sei. Dabei befanden sich nur noch reiseunfähige Emigranten im Land. Hier hatte die Furcht das Gefühl für Ehre und Menschlichkeit erstickt.<sup>492</sup>

Es war ein Trost für Bern, dass Abgeordnete von Neuenstadt versicherten, die ganze Gemeinde wolle die alte Ordnung und das Burgrecht mit Bern aufrechterhalten. Gleich darauf musste auf Befehl des Generals Gouvion der Rat einer neuen Munizipalität weichen. Auch Biel wurde vom dunklen Flügelschlag der Gefahr geängstigt. Wohl berief es sich darauf, dass es zugewandter Ort der Eidgenossenschaft sei, dass es sich selbst verwalte, wenn auch der Bischof den Meyer, der ein Ehrenamt versah, und den Schaffner, der seine Einkünfte bezog, ernenne. Wohl fügte sich die Stadt; als ihr General Gouvion einen Elsässer als Meyer aufdrängte, hoffte sie auf Schonung; eingedenk ihrer langen Dienstfertigkeit gegen die

Revolution, klammerte sie sich an das Gelöbnis des Direktoriums, nur die Rechtsnachfolge des Bischofs anzutreten, und sandte noch einmal den Stadtschreiber Neuhaus nach Paris, um ihre Unabhängigkeit zu verteidigen. Wie Neuhaus anfangs Januar dort eintraf, erreichte ihn ein weiterer Auftrag. Die Tagsatzung in Aarau sandte dem Aussenminister Talleyrand eine Note, die an die Zusage des Konventes für die Neutralität des Südjuras erinnerte, und erteilte Neuhaus Vollmacht, mit Talleyrand darüber zu verhandeln. Doch die Türe des Aussenministeriums öffnete sich ihm nicht. Umsonst wandte er sich an den Mann des Tages, an Ochs. Dieser behandelte ihn wegwerfend, weil er von der Besetzung des Südjuras beglückt war, und das Direktorium setzte ihn zehn Tage in das Gefängnis, um unbequeme Erörterungen abzuschneiden. Es gab ihn mit dem Befehl frei, so rasch wie möglich Paris zu verlassen. Neuhaus kehrte mit der Erkenntnis heim, dass die gewaltsame Entladung bevorstehe.<sup>493</sup>

##### 5. Die Gesandtschaft nach Rastatt

Der Kongress von Rastatt erweckte noch einmal Berns schwindende Hoffnung, bei den Mächten Hilfe zu finden. Freilich bedeutete jede Wendung zu ihnen hin eine Herausforderung des Direktoriums. Der Genfer Rigaud schrieb am 1. August 1797 von Paris an den Vorort: «Es wäre meiner Ansicht nach gefährlich, wenn die Orte an ihrer Sicherheit zu zweifeln schienen und es hier in irgendeiner Weise bekundeten.»<sup>494</sup> Der Vorort beurteilte von seiner weniger gefährdeten Lage aus, wie Bern die Schwierigkeiten überwand, und befürchtete mehr, dass Bern sich zuviel gegen die Revolution herausnehme, als dass diese Bern gefährlich werden könnte. In Zürich war die Stimmung verbreitet, nicht die französischen Zumutungen, sondern die Verbindungen Berns mit England und den Emigranten bedrohten die Neutralität. Das Treiben Laharpes und anderer Wühler in Paris richtete sich nicht gegen Zürich, sondern gegen Bern. Die Ereignisse drängten dieses in einen ungesuchten Vordergrund.

Der Vorort sprach sich gegen eine Tagsatzung aus, billigte aber den Entwurf einer Denkschrift. Diese ging am 18. November mit einem Begleitbrief Steigers an Thugut nach Wien ab. Dringend legt der Schultheiss die düstere Lage der Schweiz dar, die mit Savoyen und dem Veltlin, mit der Bedrohung Genfs und des Süd-

juras ihre Grenzwehren verloren habe; sie wird dem hohen Schutz des Kaisers empfohlen. Die Denkschrift regt eine Erklärung der Mächte zugunsten der schweizerischen Neutralität an. Ähnlich lauteten die Denkschrift und der Begleitbrief nach Berlin. Die Denkschrift nach Paris unterblieb, weil eben die bernischen Gesandten dort weilten. Und nun tauchte der Gedanke auf, die Eingaben durch einen Gesandten zu unterstützen. Er ging wohl vom Generalintendanten Haller in Mailand aus, der den eidgenössischen Repräsentanten im Tessin auseinandersetzte, wie vorteilhaft es für die Schweiz wäre, wenn sie sich in Rastatt vertreten liesse. Bern griff die Anregung sogleich auf und schlug Zürich und den benachbarten Städten vor, auf einer gemeineidgenössischen Tagsatzung den Schutz des Bistums Basel zu besprechen und einen Gesandten nach Rastatt abzuordnen. Der Vorschlag fand ein ungünstiges Gehör. Zürich war allenfalls mit einem Beobachter ohne öffentlichen Rang einverstanden. Auch die andern Städte fanden Ausflüchte; einzig Solothurn stimmte zu.<sup>495</sup>

Da handelte Bern von sich aus. Es nahm den Generalintendanten Haller als Vertreter in Aussicht. Als dieser ablehnte, liess sich der Geheime Rat nicht entmutigen. Auf seinen Vorschlag beschloss der Grosse Rat am 4. Dezember, einen Vertreter abzuordnen, ihn den Höfen von Baden, Württemberg, Bayern und Hessen-Kassel zu empfehlen und womöglich die Zustimmung von Zürich, Solothurn, Freiburg und Biel zu gewinnen. Am nächsten Tag ernannte der Geheime Rat, dem die Wahl übertragen war, Professor Karl Ludwig Salomon Tscharner, der seit 1784 die Rechte an der Akademie vortrug und bei verschiedenen Gelegenheiten Proben politischer Fähigkeit abgelegt hatte, und gab ihm Karl Ludwig Haller als Sekretär bei, der mit seinem grossen Können den Vorzug verband, dass er Bonaparte vorgestellt war. Allgemein nahm man an, dieser werde nach Rastatt zurückkehren. Der Geheime Rat stellte Tscharner ein vorläufiges Patent, nicht eine förmliche Beglaubigung aus und erteilte ihm die Instruktion, in Rastatt alles zu beobachten und für das Fürstbistum einzustehen. Unverzüglich ersuchte er die vorgesehenen Städte um ihre Zustimmung und liess die Empfehlungsschreiben an die süddeutschen Höfe abgehen, in denen er die Wichtigkeit des Juras für die schweizerische Neutralität hervorhob. Auch Haller in Mailand sollte sich für Tscharner verwenden.<sup>496</sup>

Tscharner reiste unverzüglich nach Zürich ab. Solothurn, Biel und der Vorort gaben ihre Zustimmung. Zürich würdigte die Wichtigkeit der Sendung, wollte aber Bern mit einer Spur von Miss-

trauen nicht allein verhandeln lassen. Es sandte Tscharner im eigenen und im Namen von Biel und Solothurn ein Empfehlungspatent nach. Auch die süddeutschen Fürsten zeigten sich willig, die Neutralität des Südjuras zu unterstützen. Da marschierten die Franzosen dort ein und schufen eine neue Lage. Der Berner Grosse Rat verlangte am 22. Dezember von der Tagsatzung eine Gesandtschaft nach Paris und ein förmliches eidgenössisches Kreditiv für Tscharner nach Rastatt. Wie Tscharner von dort um Hilfe rief, beantragte der Geheime Rat am 28. Dezember bei der eben zusammentretenden Tagsatzung eine gemeineidgenössische Gesandtschaft an den Kongress. Die Tagsatzung erkannte die Notwendigkeit, für den Jura einzustehen, und sie stattete Tscharner und als zweiten Abgeordneten den Zürcher Ratsherrn Johann Jakob Pestalozzi mit gleichlautendem eidgenössischem Patent und Auftrag aus. Sie sollten auf die Beibehaltung des Fürstbistums Basel und den Abzug der Franzosen aus diesen Gebieten dringen. Die Tagsatzung richtete auch Empfehlungsschreiben für sie an Bonaparte und an die Gesandten von Oesterreich und Preussen. Aber ein förmliches Kreditiv, das die Abgeordneten erst zu eidgenössischen Gesandten erhoben hätte, erteilte sie nicht. Scheu lähmte von Anfang an ihre Handlungen.<sup>497</sup>

In eidgenössische Halbheiten verstrickt, führte Tscharner eine Sendung aus, die von vornherein vom Zweifel gekennzeichnet war. Wie Tscharner unterwegs die Besetzung des Südjuras vernahm, verlangte er von Stuttgart aus eine Änderung seiner Instruktion; in Rastatt würden voraussichtlich Zweibrücken und Nassau-Saarbrücken an Frankreich abgetreten; da Bern diesen Kleinstaaten Darlehen gewährt habe, sei sein einseitiges Erscheinen gerechtfertigt. Es ist möglich, dass er in Stuttgart die Schrift seines Sekretärs Haller «*Exposé historique de faits concernants la Neutralité de la Suisse*» drucken liess; sie erschien Ende des Jahres ohne Angabe des Verfassers und des Ortes. Am 23. Dezember traf er in Rastatt ein und empfand gleich bei der ersten Berührung, dass nur eine eidgenössische Vertretung Erfolg haben könne, und schrieb in diesem Sinn nach Hause.

Unterdessen tat sich Tscharner um, reichte an verschiedenen Stellen seine Empfehlung ein und fand freundliche Mienen und gespannte Erwartung der eben antretenden eidgenössischen Tagsatzung. Er konnte ermutigende Anspielungen melden: «Überall ist man überzeugt, dass, wenn feste Zusammenhaltung der Eidgenossenschaft bewiesen und jeden Orts mit Nachdruck und Beharrlichkeit Widerstand angekündigt und auf die Behauptung seiner Rechte

gehalten wird, man sich ohne allen Zweifel mit Ehren aus der Sache ziehen und erst dann kräftige Intervention von bedeutenden Potenzen erwarten könne.» Doch er liess sich von solchen Freundlichkeiten nicht einnehmen. Seine Berichte lauten bitter. So fällt er am 2. Januar gegen die Sorglosigkeit in Bern aus, wo man sich von doppelsinnigen Versicherungen des französischen Residenten einschläfern lasse und an die Zurücknahme der militärischen Massnahmen denke, während in Paris die durch viele Tatsachen bestätigte Absicht bestehe, die Schweiz zu revolutionieren, um sie zu beherrschen und zu brandschatzen. Er erinnert an die Ausfälle der Pariser Zeitungen, Frankreich dürfe von der Schweiz, die sich an der Revolution bereichert habe, 50 und von Bern allein 24 Millionen verlangen.<sup>498</sup>

Pestalozzi nahm als Sekretär Ludwig Meyer von Knonau mit, der nachmals in seinen Lebenserinnerungen über die Sendung geschrieben hat. Wie Pestalozzi am 7. Januar in Rastatt anlangte, vereinbarte er sich sogleich mit Tscharner. Beide machten als Vertreter der Eidgenossenschaft den Gesandten der Mächte ihren Besuch. Sie fanden bei den Grafen Metternich und Goertz, den Abgeordneten des Kaisers und Preussens, sehr verbindliche Aufnahme. Die Franzosen Treilhard und Bonnier dagegen zogen sich hinter ihren Auftrag zurück, der sich auf Reichsgeschäfte beziehe; sie könnten nur auf besondere Weisung von Paris über die Juratäler verhandeln. Damit fiel für die Schweizer der wichtigere Teil ihres Auftrages dahin; es blieb der andere, den Gang des Kongresses zu beobachten und zu beeinflussen. Sie erkannten bald, dass die Verhandlungen nicht vorwärtskamen, weil es ungewiss blieb, ob Bonaparte noch erschien. Sie sahen sich von viel Achtung und Bedauern umgeben. «Die Schweizer sind Nachbarn des Vesuvs», hiess es; «wer vermag etwas gegen den Koloss?» Ihnen fiel dagegen der Hochmut und das anmassende Gebaren der französischen Gesandten auf, das den Kongress in Unwillen hielt. Sie erkannten, dass man in internationalen Kreisen den unwiderstehlichen Zug der französischen Politik besser spürte als in der Schweiz. Aber keine Hand rührte sich für sie; es war eine Lähmung, die von Frankreich ausging.<sup>499</sup>

Da sowohl das Hauptgeschäft, Schutz des Juras, als auch die Nebenabsicht, Werbung für die bedrohte Schweiz, misslungen waren, mussten sich die beiden Abgeordneten gestehen, dass die Fruchtlosigkeit ihrer Sendung sie nur bloßstellte. Sie suchten um Rückberufung nach, die ihnen erteilt wurde. Am 11. Februar traten sie die Rückreise an. Die beiden Schweizer hinterliessen in Rastatt

den Eindruck, dass ihr Land nicht einmal mehr eine gerechte Klage vorzubringen, sondern nur noch an die Türe der Grossen um ein paar gute Worte anzuklopfen wagte, eine Hilflosigkeit, die gerade in seinen Umständen das Verderbliche war. Tscharner und Pestalozzi trugen nicht die Schuld daran.<sup>500</sup>

#### 6. Die letzte Tagsatzung der alten Eidgenossenschaft

Am 11. November schlug Bern Zürich vor, im Hinblick auf den Kongress zu Rastatt die Tagsatzung zu berufen. Zürich ging nicht darauf ein, nicht aus vorörtlicher Eifersucht, sondern aus dem eidgenössischen Bedenken, dem ausgesetzten Bern das erste Wort in den innern und äussern Angelegenheiten zu verschaffen. Wie aber Bacher in der Note vom 25. November die Auslieferung entsprungener politischer Verbrecher verlangte, erkannte Zürich die Notwendigkeit einer Tagsatzung, da dieses Geschäft nur eidgenössisch behandelt werden konnte. In Bern freute man sich der Ummstimmung, und wie ein paar Stunden später die Nachrichten von der Besetzung des Südjuras einflogen, wünschte es beschleunigte Berufung, worauf Zürich die Tagsatzung auf den 26. Dezember mit doppelter Gesandtschaft nach Aarau ansetzte. Der Grosse Rat ernannte als Gesandte alt Seckelmeister Frisching und Ratsherr Johann Rudolf von Sinner und stellte in ihrer Instruktion als Zielpunkte auf: Eintracht unter den Orten zur Wahrung der alten Verfassungen, zu diesem Zweck Schwur auf die alten Bünde, eidgenössische Gesandtschaft nach Paris, das gute Verhältnis zu Frankreich und die Erhaltung Biels zu fördern, und eine eidgenössische Abordnung nach Rastatt. So war noch einmal der Eidgenossenschaft Gelegenheit gegeben, zu erweisen, was sie vermochte.<sup>501</sup>

Die Tagsatzung begann am 27. Dezember in Aarau mit einer eidgenössischen Begrüssung, die sich nach dem Bericht des zürcherischen Sekretärs Landolt «durch kraftvollen Ausdruck und warmes Interesse für die gemeinsame Sache» auszeichnete. Diese herzhafte Eröffnung versprach mehr, als sie halten konnte. Verschiedene Abgeordnete kamen erschrocken daher, weil zu Hause der Boden unter revolutionärer Spannung erzitterte. Frisching meinte, als Antidemokrat könne er in Aarau keine Lorbeeren ernten.<sup>502</sup> Da man spürte, es gehe um Bern, richtete sich die Verstimmung von vornherein gegen diesen Ort. Er trug die Schuld an den Beschwerden; er hatte sich mit Frankreich entzweit, nicht die Schweiz.

Manche Tagboten sträubten sich gegen die Vorstellung, dem grössten und mächtigsten Bundesglied beizustehen, eine Zumutung, die sich mit der mangelhaften Rüstung nicht vertrug. Seit Jahrhunderten hatten die Schweizer keinen Krieg nach aussen geführt; sie wussten nicht, wie man zu einem solchen antrat. Sie hatten es als selbstverständlich genommen, dass Bern die Westgrenze hütete, und betrachteten es als einen Bruch des Herkommens, dass sie sich dort einsetzen sollten. Die Friedensneigungen, die sich von den guten Geschäften des Neutralen nicht trennen konnten, hatten sich bei ihnen tief eingesenkt.

In der Verstrickung Berns fiel Zürich ein Wort zu, das bei den andern Orten den Ausschlag geben konnte. Wenn man die aussenpolitischen Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen den beiden Städten erwog, so erschien Zürich bevorzugt. Bern mass sich im Westen unmittelbar mit der Revolution und musste unter dem Zudrang der Emigranten und den französischen Drohungen seit Jahren die Grenzhut aufrecht erhalten, während Zürich abseits stand und die Gewinne einer Handelsstadt einheimste. In Bern dagegen wurde nicht nur die Staatskasse geschwächt, sondern auch die Privaten durch die Sperre der französischen Geldanlagen schwer geschädigt. Der Vorort besorgte von seiner weniger gefährdeten Lage aus eher, Bern nehme sich zuviel gegen die Revolution heraus, nicht diese bedrohe Bern, nicht die französischen Zumutungen, sondern Berns Verbindungen mit England und den Emigranten schädigten die Neutralität. Da Zürich keinen Laharpe in Paris zum Gegner hatte, ermass es zu wenig, dass Bern wider seinen Willen in den Vordergrund gedrängt wurde. Sein kaufmännischer Geist hoffte immer noch, die bisher erfolgreiche Neutralität gegen Bern und Paris zu behaupten.<sup>503</sup>

Bei solchen Gesinnungen wurde es das wichtige Anliegen der Tagsatzung, ein versöhnliches Verhältnis zu Frankreich zu suchen. Von Basel kam der Antrag, eine Gesandtschaft nach Paris abzurufen, um das Bündnis zu erneuern. Als man an Basel geriet, dass Ochs die Vertretung übernehme, entgegnete Bürgermeister Buxtorf, Ochs tauge nicht, weil er mit dem Direktorium einverstanden sei. Da unter den Orten in Erinnerung an Mutach und Tillier keine Lust umging, den Gesandten nach Paris zu stellen, ging Basels Antrag unter.<sup>504</sup> Auch der Versuch, den andern Schweizer, der eben in Paris weilte, den Bieler Stadtschreiber Neuhaus mit der Vertretung zu betrauen, schlug fehl. Nicht nur misslang es, die Beziehungen zu Frankreich zu beruhigen, sie wurden im Gegenteil ent-

zündlicher, weil sich die feindseligen Erlasse des Direktoriums Schlag auf Schlag ablösten.

Mengaud kam selbst nach Aarau, um die Tagsatzung zu überwachen. Er erschien am 9. Januar mit General Dufour, dem Befehlshaber von Hüningen, und mit Husaren, die ihm als Melde-reiter dienten. Er machte den Gesandten des Vororts, Bürgermeister von Wyss und Seckelmeister Hirzel, zuvorkommend den ersten Besuch. Obschon er die guten Gesinnungen des Direktoriums beteuerte und sich guter Formen befliess, widerte er die für Frankreich nachsichtigen Zürcher an. Hirzel schreibt: «Ich gestehe Dir, der Gedanke wälzt mir das Herz im Leibe um, dass ein Geschöpf von der Art, dessen Ideengang sich kaum über das krapulöse Leben und Weben eines garde du corps erhebt, der Friedensbote zwischen zwei Nationen sein soll.» In der Tat konnte er der Versuchung nicht widerstehen, auch in Aarau sein flüchtiges Glück mit Schwelgereien und Gelagen zur Schau zu tragen.<sup>505</sup>

Während es Mengaud an verbindlichen Redensarten nicht gebrach, während er es bedauerte, dass einige Mitglieder des Direktoriums den Hetzgeistern Gehör schenkten, dass er in der Schweiz herum verleumdet werde, und sich über den Vorschlag einer Bündnisneuerung zu freuen schien, wurde er nicht müde, der Tagsatzung mit alten und neuen Forderungen zuzusetzen und ihr damit ein Leben einzuflössen, das sie aus eigener Kraft nicht aufbrachte. Sie bemühte sich, ihm entgegenzukommen, beschloss, dass königliche Orden auch in den gemeinen Herrschaften nicht getragen werden dürften, und gab auf seine Klage, dass Franzosen wegen ihrer republikanischen Kokarde beschimpft worden seien, die Versicherung, dass kein französischer Bürger wegen dieses Abzeichens «mit unangenehmen Augen» angesehen werden solle.<sup>506</sup> Dagegen überhörte sie seine stete Mahnung, die Eidgenossenschaft solle ihre Verfassung der französischen angleichen.

Mengaud legte Wert darauf, den Schein guter Beziehungen zur Tagsatzung zu wahren; unter dieser Maske setzte er seine aufwiegelnde Tätigkeit fort, von der er schon in Basel Proben gegeben hatte. Von Aarau aus durfte er die ersten Erfolge einheimsen. Am 17. Januar empörten sich die Bewohner der Basler Landschaft, pflanzten den Freiheitsbaum auf und liessen Freudenfeuer aufflammen, wozu sie auch obrigkeitliche Schlösser verwendeten. Am 20. Januar bestätigte der Grosse Rat von Basel der Landschaft ihren Sieg mit einer grossen Freiheitsurkunde und richtete ein Dankeschreiben an Ochs in Paris, das ihn als teuersten Landesvater

feierte. Das ermunterte Mengaud, in Aarau eine unterirdische Tätigkeit fortzusetzen, die in unheimlichem Gegensatz zu den feierlichen Vorgängen an der Tagsatzung stand.

Die bernischen Gesandten hatten den Auftrag, eine Annäherung nicht nur an Frankreich, sondern auch an die deutschen Höfe zu bewirken. Als sie in persönlichen Gesprächen mit den Tagboten die Anregung machten, die Eidgenossenschaft in Wien und Berlin zu empfehlen, erhielten sie den Bescheid, man sei nicht gewohnt, von der Tagsatzung aus mit fremden Mächten zu korrespondieren, nachdem eben noch eine Note an Talleyrand abgegangen war. Bern beharrte nicht; die Rücksicht auf Paris war die Richtschnur für die Tagsatzung geworden.<sup>507</sup>

Die Tagsatzung war auch berufen worden, um die innere Eintracht zu festigen. Die Instruktion der bernischen Gesandten empfahl als Mittel einen Aufruf der Tagsatzung, das Land zu ermuntern, alle Kräfte zur Erhaltung der bestehenden Verfassungen unter Abstellung von Beschwerden anzustrengen. Der Aufruf sollte auch dem Volk den geplanten Bundesschwur auslegen. Bei der Beratung wurden alle Worte gleichsam auf der Goldwaage abgewogen, wie die bernischen Gesandten berichten. Die Orte konnten in einer Einleitung noch beifügen, was sie vermissten, und bei der Schlussberatung stellte ihnen die Tagsatzung frei, den Aufruf vor dem Bundesschwur zu veröffentlichen. Der Geheime Rat stimmte am 5. Januar umgehend zu und machte von der Erlaubnis Gebrauch, indem er den Aufruf schon am 10. Januar in der Waadt verkündete.<sup>508</sup>

Der Schwur auf die alten Bünde war 1526 zum letztenmal unter den Orten ausgetauscht worden. Seit der Reformation war der altehrwürdige Brauch geknickt, weil die Katholiken darauf beharrten, dass beim Schwur die Heiligen angerufen würden. Es ist unbestimmt, woher die erste Anregung kam, den Schwur zu erneuern. Bürgermeister Wyss, der Vorsitzende der Tagsatzung, schrieb am 1. Januar: «Nachrichten von allen Seiten stimmen täglich überein, dass eine Darstellung gemeineidgenössischer einmütiger Entschlossenheit, die Unabhängigkeit des Vaterlandes zu erhalten, das einzige und schleunigst erforderliche Mittel sei, die Gefahr der auswärtigen Wirkung abzuwenden.» Der Gedanke lag in der Luft; seine Verwirklichung überraschte doch, weil eine schroffe Schranke des Glaubens überwunden wurde.<sup>509</sup>

Der Schwur wurde schon in der Sitzung vom 30. Dezember den Tagboten vorgeschlagen, wie es scheint, von den Urkantonen.

Wohl erhab sich im Kreis der Regierenden der Einwand, der Schwur sei eine halbe Massnahme, mit der man den Gefahren der Zeit nicht beikomme, und die Gegner der Regierenden verbreiteten das Wort, es sei auf einen Herrenbund zum Schaden des Volkes abgesehen. Doch die Tagsatzung griff zu, weil sie hier ein Stärkungsmittel spürte und ein grosses Zeichen ihres guten Willens geben konnte. Sie vereinbarte am 2. Januar den Wortlaut des Eides und sandte ihn zur Genehmigung an die Stände: «Wir, die Abgesandten, verpflichten uns, im Namen unserer allseitiger Hoheiten, alle Bünde, die bei Begründung unserer Freiheit und nachher zwischen den eidgenössischen Ständen und Orten beschlossen worden sind, fest, unverbrüchlich und stets zu halten und uns bei unsren Bünden und unserer Verfassung, je ein jeder Staat nach seinen besonders eingegangenen Verpflichtungen zu handhaben und zu schützen.» Der Schwur wurde vor Gott abgelegt; der Heiligen geschah nicht Erwähnung.<sup>510</sup>

Basel hielt sich fern, weil es eben im Umsturz begriffen war und der Eid das Alte schützte. Appenzell A. Rh. und Glarus, die von der Westgrenze fernab lagen, sahen keinen Anlass zum Bundeschwur. Glarus schrieb: «Von Aussen kennen wir keine bösen Absichten, im Gegentheil von der Republik Frankreich selbst die unaufhörlichsten, freudigsten Versicherungen und Beweise zu wechselseitiger Unterhaltung bester Wohlverständnis und Freundschaft.» Auf diesen Frohmut gründete Mengaud seine Pläne. Von den übrigen Orten folgte die Zustimmung rasch. Bern trat nicht nur entschieden für den Schwur ein, sondern es redete Glarus und Appenzell A. Rh. ins Gewissen, die Eidgenossenschaft habe sich seit Jahrhunderten nicht in so augenscheinlicher Gefahr befunden, die Freiheit und die sicheren Grenzen zu verlieren, und wies auf die Pariser Blätter, in denen alle schweizerischen Regierungen lächerlich gemacht würden, und auf die Bände von Schmähsschriften hin, deren Verfasser in Paris geduldet, ja geachtet würden. Die beiden zaudernden Stände liessen sich im letzten Augenblick herbei.<sup>511</sup>

Alle Stände ohne Basel leisteten am 25. Januar den Bundeschwur. Es war ein prächtiger Vorgang unter freiem Himmel mit feierlichem Aufzug, Kanonendonner, Glockenklang, Truppenrahmen, mächtigem Zudrang, Ansprache des Bürgermeisters von Zürich und einmütigem Gelöbnis. Bern, in Aarau Hausherr, bot den Tagherren ein Mahl, das unter brüderlichen Bezeugungen verlief. Der Schwur war als eine Kundgebung eidgenössischer Ein-

tracht gedacht, wurde aber so von den Ereignissen bedrängt, dass er zu einer Ausflucht der Verlegenheit absank, die kaum Beschwichtigung für den Augenblick spendete. Im Westen zogen französische Truppen an der Grenze auf. In der Waadt und in der Fürstabtei St. Gallen brach die Gärung durch. In Aarau setzte Mengaud die Tätigkeit fort, die sich in Basel gelohnt hatte. Grössern Trost als aus dem Schwur zogen die Tagherren aus der Hoffnung, dass das Ungewitter Bern bedrohe und die andern Orte ungeschlagen davonkämen. Als Bern und Solothurn anregten, die Kriegsräte aller Orte sollten sich zu Besprechungen versammeln, winkte die Tagsatzung ab, das würde zuviel Aufsehen wecken. Wie die Nachricht vom Einmarsch der Franzosen in die Waadt sie aufschreckte, beschloss sie zwar, ein Schreiben an Talleyrand zu richten. Als man aber Mengaud um die Weiterleitung des Schreibens ersuchte und den Eindruck empfing, dass weitere Verhandlungen keine Aussicht hätten, beschloss die Tagsatzung, Bern das Weitere zu überlassen. Den Rückzug zu beschleunigen, sandte ihr Mengaud am 31. Januar die Mitteilung in die letzte Sitzung, er werde allen Einwohnern und Gemeinden, die sich weigerten, gegen Frankreich zu kämpfen, Sicherheitsscheine austeilten. Statt ihn in die Schranken zu weisen, ging die Tagsatzung, ihrer selbst überdrüssig, auseinander.<sup>512</sup>

Gross und schwer stand die Pflicht vor der Tagsatzung. Zwischen dem Vertrauen auf das Alte und der Furcht vor dem Neuen eingeklemmt, fand sie keinen Willen, keine Freiheit, sondern getrostete sich der zagen Hoffnung, das Unglück Berns könnte die Rettung der Eidgenossenschaft werden, trotzdem sich die Zeichen des Kommenden überwältigend meldeten. In Basel ging der jahrelange Schleichhandel mit Waren und Gedanken in ein offenes Bekenntnis zu Frankreich über; dieser Ort gab sich am 20. Januar eine Verfassung, von der das Direktorium das ermunternde Beispiel für die ganze Schweiz erwartete. So genügte ein Mengaud, die letzte Tagsatzung der alten Eidgenossenschaft zu verscheuchen, weil sie den Glauben an sich verloren hatte. Geheimnis bleibt es, wie die Zeiten Tugend und Untugend auf ihren Listen führen und verrechnen; auch wenn die Verblendung gefallen ist, bleibt es ungewiss, aus dem Ertrag das Sittliche und das Verworfene auszuscheiden.